
Was kann die Marxsche Ökonomie?¹

Peter Rosner

Einleitung

Im Zuge der Studentenbewegung Ende der sechziger Jahre setzte weltweit eine verstärkte Beschäftigung mit der Marxschen Ökonomie ein². Die Unzufriedenheit mit der herrschenden, neoklassischen Ökonomie, deren Ergebnisse im Vergleich zu den aufgewandten Mühen gering erschienen, verstärkte dieses Interesse an einer „alternativen“ Ökonomie³. Der Aufstieg radikaler Studenten in akademische Positionen brachte dann auch eine Fülle von Publikationen zur Marxschen Ökonomie.

Alles, was die herrschende Ökonomie nicht konnte, sollte die Beschäftigung mit Marx bringen: Konzentration und Monopolisierung sollte damit erklärt werden, die immer größer werdende Ungleichheit zwischen armen und reichen Ländern; die Krise der industrialisierten Länder und deren Überwindung mit Hilfe stabilisierender Maßnahmen; die Vermutung einer besseren Gesellschaft, all das sollte mit Marxscher politischer Ökonomie diskutiert werden können. Marxistische Ökonomen waren angetreten, die akademische Ökonomie zu bekämpfen. Diese Diskussion, die der akademischen Ökonomie nicht zuletzt von politischen – insbesondere universitätspolitischen – Auseinandersetzungen aufgezwungen wurde⁴, führte bald zu einer Ernüchterung: Nicht nur wurden die Widersprüche innerhalb der Marxschen Ökonomie genauer herausgearbeitet, es stellte sich auch heraus, daß diese Theorie kein Instrumentarium liefern konnte, mit dem man Sachverständigenratgutachten zerpfücken konnte; daß wirtschaftspolitische Maßnahmen zur Bekämpfung von Arbeitslosigkeit damit nicht argumentierbar sind etc.

Es stellt sich somit die Frage, ob die Beschäftigung mit Marx heute noch aus anderen als dogmenhistorischen Interessen sinnvoll ist. These der vorliegenden Arbeit ist: Auch wenn relative Preise nicht den eingesetzten Arbeitsmengen entsprechen können, auch wenn eine Verelendung des Proletariats im Akkumulationsprozeß oder ein tendenzieller Fall der Profitrate nicht mit Marx argumentierbar ist, bleibt die Auseinandersetzung mit der Marx'schen Ökonomie von Interesse.

Dies aber nicht, weil daraus positive Antworten auf laufende Probleme gewonnen werden können, sondern weil anhand der Beschäftigung mit Marx erkannt werden kann, worauf die theoretische Ökonomie verzichtet hat, um ihren heute nicht unbeträchtlichen analytischen Apparat gewinnen zu können.

Dieser Verzicht war insofern notwendig, als es der theoretischen Ökonomie möglich wurde, einzelne Probleme losgelöst von anderen gesellschaftswissenschaftlichen Fragen zu analysieren. Versuche etwa in einfache mathematische Modelle der Ökonomie „realitätsnähe“ einzuführen, erweisen sich meist als undurchführbar. Die Beschränkung auf ein Detailproblem in einem Modell ist daher unvermeidlich. Das Bewußtsein dessen, was in der theoretischen Ökonomie ausgeschlossen wurde, sollte jedoch Bestandteil der Selbstreflektion dieser Wissenschaft sein⁵. Es wird auf den folgenden Seiten ein erneuter Versuch gemacht, die Grundprobleme der Marx'schen Ökonomie darzustellen. Nicht die Antworten von Marx sind dabei relevant, sondern die Probleme, die er zu behandeln versuchte. Weder soll Marx erneut widerlegt noch der „bürgerlichen“ Ökonomie endgültig der Garaus gemacht werden.

Marx wird daher als ein Teil der Geschichte der ökonomischen Theorie gesehen, der als bedeutender Autor wesentliche Akzente gesetzt hat. Weder kann er auf ein lineares Modell reduziert werden, noch ist seine Theorie die schlechthin andere, die nichts mit der akademischen Ökonomie zu tun hat.

Ich versuche in den folgenden Kapiteln herauszuarbeiten, welche die spezifischen Akzente sind, die Marx gesetzt hat; was bei ihm anders ist, als bei den Theoretikern traditioneller Analyse. Zu prüfen ist, was in die spätere Theorie Eingang gefunden hat, und was – von nicht ganz ernst genommenen Außenseitern abgesehen – aus dem Forschungsprogramm der theoretischen Ökonomie ausgeschieden wurde.

Methodisches Postulat in der Arbeit ist, daß die Entwicklung einer Theorie nicht nur bedeutet, daß die späteren Autoren mehr wissen, als die Vorläufer wußten, sondern auch, daß sich Erkenntnisinteressen und damit Forschungsprogramme ändern. Aufgabe von Historikern der Theorie ist es demnach nicht so sehr, das Richtige vom Falschen fein säuberlich zu trennen, als vielmehr die Forschungsprogramme herauszuarbeiten. Das „Richtige“ und das „Falsche“ von Theorien ist doch über dieses Forschungsprogramm miteinander verknüpft.

Das erste Kapitel stellt die Frage nach der Werttheorie. Behauptet wird, daß Marx versuchte in seiner Wertanalyse zwei gesellschaftliche Prozesse unter einem einheitlichen Aspekt zu untersuchen: Arbeit als

Auseinandersetzung mit Natur einerseits, den Tausch von einander unabhängigen Individuen andererseits.

Das zweite Kapitel beschäftigt sich mit der Marxschen Geldtheorie. Zentrale These ist, daß Marx Geld im gleichgewichtigen Tausch behandelte. Geld läßt sich so als gesellschaftliche Institution begreifen.

Das dritte Kapitel untersucht den Marxschen Begriff von Ausbeutung in seinem Zusammenhang von Akkumulation. Gezeigt wird, daß in der Marxschen Theorie der Ausbeutung der Begriff vom Wert der Arbeitskraft notwendig ist; dieser wird aber problematisch in einer Welt, in der die Löhne langfristig mit dem Wirtschaftswachstum steigen. Zum anderen beruht die Marxsche Theorie der Ausbeutung auf einer spezifischen Funktion des Unternehmers: er kann seiner Funktion nur gerecht werden, indem er ausbeutet.

In einem abschließenden vierten Kapitel wird auf die Darstellungsweise von Marx eingegangen.

Diese Arbeit unterlegt eine „Deutung“ der Marxschen Theorie. Dagegen lassen sich von jedem Marxkenner Zitate als Belege für andere Deutungen anführen. Dies besagt noch nicht, daß ich unrecht habe. Es besagt nur, daß „Das Kapital“ kein logisch konsistentes Werk ist, in dem kein Satz einem anderen widerspricht. Dies soll zwar nicht als Immunisierung gegen Widerspruch dienen, muß aber in einer möglichen Diskussion berücksichtigt werden.

1. Werttheorie

Kein Problem wurde so ausführlich diskutiert, wie das der Werte. Die Diskussion begann noch vor dem Erscheinen des dritten Bandes des Kapitals, lief dann unter dem Titel „Widerspruch zwischen erstem und drittem Band“ und später unter „Transformationsproblem“. Auch wenn die Frage des Zusammenhangs zwischen relativen Preisen und Arbeitswerten zumindest seit dem Erscheinen des Buches von Steedman „Marx after Sraffa“ als gelöst betrachtet werden muß⁶, geht die Diskussion um die Marxsche Werttheorie noch immer weiter. Das ist kein Wunder, wenn man die Stellung der Werttheorie bei Marx bedenkt. Fürchten doch die einen, daß mit der Widerlegung der Behauptung, die relativen Preise entsprechen den Arbeitswerten, die ganze Marxsche Theorie, vor allem die Theorie der Ausbeutung widerlegt wird, so hoffen die anderen genau auf das: Stimmt die Theorie der Arbeitswerte nicht, so kann es auch keine Ausbeutung geben, da die Mehrwerttheorie auf der Werttheorie aufbaut⁷.

Marx selbst gab der Werttheorie einen zentralen Platz:

„... hieß verzichten auf den Wertbegriff selbst, also verzichten auf jede Möglichkeit wissenschaftlicher Erkenntnis auf diesem Gebiet (der politischen Ökonomie P. R.)“ (Kapital, Bd. 3, p. 791)

Wenn man sich aber nicht damit begnügt festzustellen, daß Marx sich bei der Bestimmung der relativen Preise geirrt oder über diesen Punkt nicht genug nachgedacht hat, so ist man gezwungen zu überlegen, warum er der Werttheorie eine derart zentrale Bedeutung zumaß.

1.1 Ausgangspunkt ist für Marx – sowie für die Klassiker vor ihm – die Tatsache, daß gesellschaftlicher Reichtum produziert werden muß. Dies wird zunächst für den Fall untersucht, in dem unabhängige, freie Individuen sich mit ihren Produkten am Markt treffen und diese Produkte dort tauschen. Es wird zwar vorausgesetzt, daß diese Waren Gebrauchswert haben, aber dieser Gebrauchswert war für Marx kein unmittelbar ökonomisches Problem. Die Entwicklung der Gebrauchswerte wurde im Kontext der langfristigen gesellschaftlichen Entwicklung als Entwicklung der Bedürfnisse gesehen. Für die ökonomische Analyse von Marx waren diese Bedürfnisse und daher die Gebrauchswerte gegeben und fix.

Der für Marx als Klassiker entscheidende Punkt ist, daß Arbeit aufgewandt werden muß, um Waren zu erzeugen. Die Waren werden in ihrer Produziertheit betrachtet, nicht unter dem Aspekt, wie begehrt sie sind. Die Gesellschaft ist eine von Produzenten.

Arbeit ist so in einer Gesellschaft ein sinnvolles Bewertungskriterium, weil der Beitrag des einzelnen zum gesamtgesellschaftlichen Reichtum, der sich in Gebrauchswerten ausdrückt, der aufgewandten Arbeit entspricht⁸. Dieses Bewertungskriterium ist sinnvoll, weil die tauschenden Individuen danach handeln können, ohne den Bestand der Gesellschaft zu gefährden. Marx bezeichnet diese Bewertung als notwendig. Sie sichert zweierlei.

Erstens: Die konkrete Arbeit des einzelnen und sein auf dieser konkreten Arbeit beruhender Beitrag zum gesellschaftlichen Reichtum (abstrakte Arbeit) stehen so in einem direkten Zusammenhang. In einer Gesellschaft politischer Gleichheit, in der gleiche Arbeit gleich bewertet wird, ist so auch das über den Markt erzielte Einkommen „gerechtes“ Einkommen. Ungleichheit kann nur mehr die am Markt entstandene Ungleichheit sein, die nicht der politisch gefaßten Gleichheit der Menschen widerspricht.

Dieser Ausgangspunkt der Marxschen Theorie beruht auf einer bürgerlichen Gesellschaftsbetrachtung, wie sie von John Locke bereits 1690 formuliert wurde:

„Wenn die Erde und alle niederen Lebewesen wohl allen Menschen gemeinsam eignen, so hat doch jeder Mensch ein Eigentum an seiner eigenen Person. Über seine Person hat niemand ein Recht als nur er allein. Die Arbeit seines Körpers und das Werk seiner Hände, so können wir sagen, sind im eigentlichen Sinne sein.“ (Locke John, Zweite Abhandlung über die Regierung, p. 22)

Arbeit konstituiert Eigentum, da Arbeit Aneignung von Natur ist. Daß diese Vorstellung nichts mit einer sozialistischen Idee zu tun hat, legt Locke im nächsten Absatz dar.

„Das Gras, das mein Pferd gefressen, der Torf, den mein Knecht gestochen, das Erz, das ich an irgendeinem Ort gegraben, an dem ich mit anderen gemeinsam ein Recht dazu habe, werden demnach mein Eigentum, ohne irgendjemandes Zuweisung oder Zustimmung.“

Nur solange der Knecht nicht als eigenes Subjekt am Markt auftritt, konstituiert Arbeit auch Eigentum. Die klassische Ökonomie und Marx

sind über Locke hinausgegangen, indem sie das Verhältnis zwischen dem Herrn, dem das Eigentum zufällt, und dem Knecht, der arbeitet, untersucht haben. Dennoch bleiben die Klassiker und Marx bei einer Arbeitswerttheorie. Während Smith die Schwierigkeit des Zusammenhanges des Herr-Knecht-Problems mit der Arbeitswerttheorie umgeht, in dem er die Arbeitswerttheorie in den „early and rude state of society“ verbannt, und Ricardo dieses Problem in ein technisches Verhältnis von Produktionsmittel und direkter Arbeit verwandelt, löst Marx das Problem, indem er den Arbeiter nur die Ware „Arbeitskraft“ anbieten läßt. Dadurch soll die Theorie der Arbeitswerte mit einer Theorie von Ausbeutung verknüpft werden, so daß letztere nur auf ersterer aufbauen kann.

Zweitens: Arbeitswerte sind Gleichgewichtspreise, bei denen der Markt geräumt wird. Keiner kann sich am Markt auf Kosten des anderen bereichern. Das ist nicht nur aus Gerechtigkeitsgründen von Bedeutung, sondern weil bei einer Umverteilung im Wege des Tausches der Verlierer verarmen würde. Die Reproduktion der Tauschenden könnte dann nicht ewig weitergehen, da irgendwann für den Gewinner Absatzprobleme auftauchen müßten. Eben weil es sich nicht um ein Herrschaftsverhältnis handelt, in dem der eine produziert und der andere konsumiert, sondern weil alle Beteiligten Produzenten sind, können nur Gleichgewichtspreise die ewige Reproduktion der Gesellschaft sichern⁹.

1.2 Die Arbeitswerte sind aber nicht nur Bestimmungsgrößen der Markträumungspreise und damit der Einkommen. Sie sind für Marx auch Ausdruck gesellschaftlicher Produktivität. Höhere Produktivität heißt mehr Gebrauchswerte, mehr gesellschaftlichen Reichtum:

„Ein größeres Quantum Gebrauchswert bildet an und für sich größeren stofflichen Reichtum, zwei Röcke mehr als einer. Mit zwei Röcken kann man zwei Menschen kleiden, mit einem Rock nur einen Menschen usw.“ (Kapital, Bd. 1, p. 60)

Beispiele dieser Art finden sich immer wieder im Marxschen Opus. Und es ist auch genau dieser Punkt, der immer wieder von Marxisten hervorgehoben wird: die Bekämpfung der gesellschaftlichen Armut durch Produktion. Für die neoklassische Ökonomie ist diese Überlegung hingegen in dieser Form unrichtig. Sie würde zuerst fragen, ob die Gesellschaft nicht besser gestellt ist, wenn sie, bevor sie noch einen zweiten Rock erzeugt, zuerst einen Hut erzeugt.

Es ist nicht einfach die Analyse von Marx anders, als die der Neoklassik; es wird vielmehr ein anderes Problem behandelt. Marx versucht eine Welt zu erfassen, in der es gar keine Frage ist, daß zwei Röcke besser sind als einer: es gibt noch zuviele Unbekleidete. Marx beschreibt eine Welt, in der die Frage, was produziert werden soll, viel unbedeutender ist, als die Frage, wie denn produziert werden soll¹⁰.

Es war für ihn ein zentrales Problem, das Steigen der gesellschaftlichen Produktivkraft erfassen zu können. Der Begriff des Wertes schien ihm das zu liefern. Steigende Produktivität äußert sich in sinkenden

Werten: auf ein Produkt muß weniger Arbeit aufgewandt werden. Die moderne Volkseinkommensrechnung versucht den steigenden Wohlstand über die Summe der steigenden Individualeinkommen zu erfassen. Der darin verwendete Begriff „Volk“, „Nation“ oder einfach „Inland“ ist nichts anderes als die Summe der darin erfaßten Individuen. Die Ganzheit existiert nicht. Für Marx, in seinem Interesse an langfristigen historischen Entwicklungen, bedeutet das Sinken der Werte der Waren einen gesellschaftlichen Fortschritt, unabhängig davon, ob irgendjemand reicher geworden ist. Dabei wird die Gesellschaft als Ganzheit gesehen. Auch außerhalb der Marxschen Ökonomie verwendet man für langfristige Wohlstandsvergleiche oft die notwendige Arbeitszeit, die zur Erlangung eines bestimmten Gutes notwendig ist: etwa wieviel Stunden Arbeit ein Kühlschrank, ein Auto oder 1 kg Brot kostet¹¹.

Nur solche langfristigen Fragen waren für Marx von Interesse. Mit Hilfe der Volkseinkommensrechnung wird eher versucht, konjunkturelle Bewegungen zu erfassen, in denen potentieller Reichtum von effektivem Reichtum abweichen kann. Diese Probleme waren für Marx von untergeordneter Bedeutung. Obwohl er die Krisen im Kapitalismus als genuin kapitalistische begriff, war die systematische Erfassung von Krisen auf einen späteren Band des theoretischen Hauptwerkes verschoben worden. Zuerst sollte die langfristige Bewegung des Kapitalismus behandelt werden, unabhängig davon, ob der potentielle Reichtum der Gesellschaft auch realisiert wird. Die steigende Produktivität, die technischem Fortschritt geschuldet war, bleibt auch in der größten Krise als technisches Wissen vorhanden. Aus diesem Grund ist die Entwicklung der Angebotspreise zentrales Problem bei Marx.

1.3 Aber wozu benötigt man dabei Arbeitswerte? Genügt es nicht mit kostenabhängigen Angebotspreisen zu argumentieren? Sobald man eine kapitalistische Wirtschaft betrachtet, in der nicht Waren als Produkte von Arbeit, sondern Waren als Produkte von Kapital am Markt einander gleichgesetzt werden, können relative Preise und Arbeitswerte nur mehr noch unter eingeschränkten Bedingungen zusammenfallen. (Identische organische Zusammensetzung in allen Sektoren, keine Kuppelproduktion). Marx war sich dieses Problems bewußt und sah, daß relative Preise nicht den eingesetzten Arbeitswerten entsprechen können, behauptete aber, daß dies nur eine geringfügige Modifikation ergebe und an den Grundsätzen der Werttheorie nichts ändere. Das dies nicht stimmt, soll als bekannt vorausgesetzt werden, ebenso, daß relative kostenorientierte Preise ohne Rekurs auf Arbeitswerte und ohne auf einen Begriff von Ausbeutung zu verzichten, bestimmt werden können (Steedman). Marx hat sich hier nicht einfach geirrt, sondern wollte ein spezifisches Problem behandeln, das eng mit der Erfassung von gesellschaftlicher Produktivität zusammenhängt.

Dabei kommt die doppelte Bedeutung des Begriffes „Gesellschaft“ bei Marx voll zu tragen. Zunächst ist Gesellschaft die Gesellschaft der

Warenproduzenten oder die Gesellschaft der Kapitalisten. Dabei kann es keine gesamtgesellschaftliche Ordnung geben.

So heißt es bei der Darstellung des Akkumulationsprozesses:

„Allerdings sieht die Sache ganz anders aus, wenn wir die kapitalistische Produktion im ununterbrochenen Fluß ihrer Erneuerung betrachten, und statt des einzelnen Kapitalisten und des einzelnen Arbeiters, die Gesamtheit, die Kapitalistenklasse und ihr gegenüber die Arbeiterklasse ins Auge fassen. Damit aber würden wir einen Maßstab anlegen, der der Warenproduktion total fremd ist.“ (Kapital, Bd. 1, p. 612)

Gesamtgesellschaftliche Begriffe werden hier abgelehnt, da die Gesellschaft nur aus voneinander unabhängigen Individuen besteht. Die Gesellschaft als Subjekt existiert nicht¹².

Dennoch verwendet Marx ohne weiteres gesamtgesellschaftliche Begriffe, wenn sie ihm für spezifische Probleme adäquat erschienen. So heißt es bei der Untersuchung der Zirkulation, in der Marx gesamte Sektoren einander gegenüberstellt:

„Betrachten wir die jährliche Funktion des gesellschaftlichen Kapitals – also des Gesamtkapitals, wovon die individuellen Kapitale nur Bruchstücke bilden, deren Bewegung sowohl ihre individuelle Bewegung ist, wie gleichzeitig integrierendes Glied der Bewegung des Gesamtkapitals – in ihrem Resultat, d. h. betrachten wir das Warenprodukt, welches die Gesellschaft während des Jahres liefert, so muß sich zeigen, wie der Reproduktionsprozeß des gesellschaftlichen Kapitals vonstatten geht, welche Charaktere diesen Reproduktionsprozeß vom Reproduktionsprozeß eines individuellen Kapitals unterscheiden und welche Charaktere beiden gemeinsam sind.“ (Kapital, Bd. 2, p. 391)

Hier wird also das einzelne Kapitel des Kapitalisten nur als Teil des gesamtgesellschaftlichen Kapitals gesehen. Oder aber wenn über Disproportionalitäten in der Produktion gesprochen wird.

„Das gesellschaftliche Bedürfnis, d. h. der Gebrauchswert auf gesellschaftlicher Potenz erscheint hier bestimmend für die Quota der gesellschaftlichen Gesamtarbeitszeit, die den verschiedenen besonderen Produktionssphären anheimfallen.“ (Kapital Bd. 3, p. 649)

Die Nachfrage kann nicht beschränkt sein, sondern das gesamtgesellschaftliche Bedürfnis. Es ist, als ob die Gesellschaft falsch geplant hätte.

Dieser Doppeldeutigkeit des Begriffs Gesellschaft kommt in der Theorie der Werte große Bedeutung zu. Bei der Besprechung des Unterschiedes zwischen dem Wert einer Ware und dem Kostpreis am Anfang des dritten Bandes, wo also die Problematik des Verhältnisses von Arbeitswerten zu relativen Preisen begonnen wird abzuhandeln, heißt es:

„Was die Ware dem Kapitalisten kostet, und was die Produktion der Ware selbst kostet, sind allerdings zwei ganz verschiedene Größen. Der aus Mehrwert bestehende Teil des Warenwerts kostet dem Kapitalisten nichts, eben weil er dem Arbeiter unbezahlte Arbeit kostet. Da jedoch auf der Grundlage der kapitalistischen Produktion der Arbei-

ter selbst, nach seinem Eintritt in den Produktionsprozeß, ein Ingrediens des in Funktion begriffenen und dem Kapitalisten zugehörigen produktiven Kapitals bildet, der Kapitalist also der wirkliche Warenproduzent ist, so erscheint notwendig der Kostpreis der Ware für ihn als die wirkliche Kost der Ware selbst . . .

. . . Die kapitalistische Kost der Ware mißt sich an der Ausgabe in Kapital, die wirkliche Kost der Ware an der Ausgabe in Arbeit.“ (Kapital, Bd. 3, p. 34)

Es wird hier die doch recht eigenartige Unterscheidung getroffen zwischen den kapitalistischen Kosten einer Ware und den „wirklichen“ Kosten¹³. Während die kapitalistischen Kosten diejenigen sind, die für die Rechnung des Kapitalisten entscheidend sind, und auf die es im Kapitalismus auch ankommt, handelt es sich bei den „wirklichen“ Kosten um den Aufwand an Arbeit, den die Gesellschaft zur Erlangung eines bestimmten Produktes aufwenden muß. Von wirklichen Kosten kann aber nur dann sinnvoll gesprochen werden, wenn eben die Gesellschaft als mögliches Subjekt betrachtet wird, als einheitlicher Körper. Diese Betrachtung ist nicht adäquat der kapitalistischen Gesellschaft, was auch von Marx betont wird. Im Kapitalismus entscheiden eben nur voneinander unabhängige Individuen.

Solange zwischen der Rationalität der kapitalistischen Kalkulation und derjenigen der gesamten Gesellschaft kein Widerspruch besteht, ist die Unterscheidung zwischen kapitalistischen Kosten und wirklichen Kosten ausschließlich im Begrifflichen sinnvoll. Das würde aber bedeuten, daß die Kostenminimierung der Kapitalisten zum gleichen Ergebnis führt, wie die Minimierung gesellschaftlicher Arbeit für ein gegebenes Produkt bzw. die Maximierung des Produktes bei gegebener Arbeit. Marx scheint das zu unterstellen: der Fortschritt der Gesellschaft ist an den Fortschritt des Kapitalismus gebunden. Die kapitalistischen Kosten sind – sieht man von der unproduktiven Arbeit ab – gesellschaftliche, daher wirkliche Kosten. Sie können daher nicht in einer sozialistischen Gesellschaft vermieden werden. Heute könnte diese Unterscheidung zwischen kapitalistischen Kosten und wirklichen Kosten von großer Bedeutung sein, verbirgt sich doch dahinter die Unterscheidung zwischen individueller Rationalität und gesamtgesellschaftlicher Rationalität. Marx dürfte überzeugt gewesen sein, daß im Kapitalismus – zumindest in dem seiner Zeit – kein grundlegender Widerspruch zwischen den beiden Aspekten der Rationalität besteht¹⁴.

Da die Gebrauchswerte, der Reichtum der ganzen Gesellschaft, mit dem Kapital der Kapitalisten erzeugt wird, ist das Kapital gesellschaftliches Kapital, ist die Technik, über die die Kapitalisten verfügen, gesellschaftliche Technik. Technischer Fortschritt im Interesse der Kapitalisten ist immer gesamtgesellschaftlicher Fortschritt; – was aber Marx zum Unterschied von manchen Ideologen nicht gehindert hat, aufzuzeigen, daß dieser Fortschritt mit Unkosten für spezifische Gruppen verbunden war. Die Kapitalisten erscheinen bei Marx als die eigennützigen Treuhänder der Gesellschaft in bezug auf das Kapital.

Radikale Kritik an der bestehenden Gesellschaft müßte das mögliche

Auseinanderfallen von individueller und gesamtgesellschaftlicher Rationalität untersuchen. Kann man dem modernen Kapitalismus – zumindest im Vergleich zu anderen existierenden Gesellschaften – nicht individuelle Rationalität absprechen, so kann das für gesamtgesellschaftliche Rationalität nicht ohne weiteres behauptet werden. Die „wirklichen“ Kosten unseres Reichtums zu erfassen wäre wichtig, will man das nicht oft mystischer Alternativideologie überlassen. Marx glaubte mit dem Begriff des Wertes beide Formen von Rationalität einfangen zu können, und behält den Begriff des Wertes in der Argumentation bei, auch nachdem er auseinandergesetzt hat, daß die Preise von Werten abweichen müssen. Die ökonomischen Gesetze des Kapitalismus modifizieren bloß die Gesetze der Produktion, sie ändern sie nicht grundsätzlich.

1.4 Arbeitswerte drücken nichts anderes aus, als daß die Gesellschaft über ein bestimmtes Maß an Arbeit verfügt, um sie entsprechend den Bedürfnissen auf die einzelnen Produktionssphären aufzuteilen.

„Das Geschwatz über die Notwendigkeit, den Wertbegriff zu beweisen, beruht nur auf vollständigster Unwissenheit, sowohl über die Sache, um die es sich handelt, als die Methode der Wissenschaft. Daß jede Nation verrecken würde, die, ich will nicht sagen für ein Jahr sondern für ein paar Wochen die Arbeit einstellte, weiß jedes Kind. Ebenso weiß es, daß die den verschiedenen Bedürfnismassen entsprechenden Massen von Produkten verschiedene und quantitativ bestimmte Massen der gesellschaftlichen Gesamtarbeit erheischen. Daß diese Notwendigkeit der Verteilung der gesellschaftlichen Arbeit in bestimmten Proportionen durchaus nicht durch die bestimmte Form der gesellschaftlichen Produktion aufgehoben, sondern nur ihre Erscheinungsweise ändern kann, ist self-evident. Naturgesetze können überhaupt nicht aufgehoben werden. Was sich in historisch verschiedenen Zuständen ändern kann, ist nur die Form, worin jene Gesetze sich durchsetzen. Und die Form, worin sich diese proportionelle Verteilung der Arbeit durchsetzt in einem Gesellschaftszustand, worin der Zusammenhang der gesellschaftlichen Arbeit sich als Privataustausch der individuellen Arbeitsprodukte geltend macht, ist eben der Tauschwert dieser Produkte.“ (Marx an Kugelmann, 11/7/1868)

Unterschieden wird zwischen dem technischen Aspekt der Produktion, das ist die Auseinandersetzung mit der Natur und dem ökonomischen Geschehen. Diese Spannung zwischen Technik und Ökonomie im engeren Sinn ist zentrales Problem für Marx: sie findet sich im Doppelcharakter der Ware: Gebrauchswert und Tauschwert, im Doppelcharakter der Arbeit: konkrete Arbeit und abstrakte Arbeit; und in der doppelten Analyse des Produktionsprozesses: Arbeitsprozeß und Verwertungsprozeß.

Er glaubte beide Momente dieses gesellschaftlichen Prozesses in einer Theorie – der Werttheorie – fassen zu können. Insofern diese nicht widerspruchsfrei ist, muß dieser Versuch als gescheitert betrachtet

werden. Das ganze soll aber nicht einfach beiseite geschoben werden, versteckt sich doch dahinter ein entscheidendes Problem, zu dem auch die akademische Ökonomie nicht sehr viel zu sagen hat. Es geht um den Zusammenhang zweier gesellschaftlicher Prozesse: des technischen Prozesses und des ökonomischen Prozesses, in dem relative Preise die entscheidenden Größen sind. Nicht, daß der technische Prozeß für Marx nicht gesellschaftlich bestimmt war, aber er fällt nicht mit dem ökonomischen Prozeß zusammen. Deutlich wird das am Begriff der organischen Zusammensetzung des Kapitals:

„Unter Zusammensetzung des Kapitals verstehen wir . . . das Verhältnis seines aktiven und seines passiven Bestandteils, des variablen und des konstanten Kapitals. Es kommen hierbei zwei Verhältnisse in Betracht, die nicht von gleicher Wichtigkeit sind, obgleich sie unter gewissen Umständen gleiche Wirkung hervorbringen können.

Das erste Verhältnis beruht auf der technischen Grundlage und ist auf einer bestimmten Entwicklungsstufe der Produktivkraft als gegeben zu betrachten . . . Dies Verhältnis bildet die technische Zusammensetzung des Kapitals und ist die eigentliche Grundlage seiner organischen Zusammensetzung. . . . Der Unterschied zwischen der technischen Zusammensetzung und der Wertzusammensetzung zeigt sich in jedem Industriezweig darin, daß bei konstanter technischer Zusammensetzung das Wertverhältnis der beiden Kapitalteile wechseln kann und bei veränderter technischer Zusammensetzung das Wertverhältnis dasselbe bleiben kann.

Die Wertzusammensetzung des Kapitals, insofern sie durch seine technische Zusammensetzung bestimmt wird und diese widerspiegelt, nennen wir die organische Zusammensetzung des Kapitals.“ (Kapital, Bd. 3, p. 154)

Das Problem ist, daß so etwas wie eine technische Zusammensetzung kein sinnvoller ökonomischer Begriff sein kann. Müßte doch dazu eine Masse an Produktionsmittel aggregiert werden, ohne das Preise verwendet werden. Für Marx war die Frage der Technik ein wichtiger Punkt, da das Gesetz des tendenziellen Falles der Profitrate auf der steigenden organischen Zusammensetzung des Kapitals beruht. Dies ist aber bei Marx nicht ein primär ökonomisches Gesetz, sondern die ökonomische Auswirkung eines technischen Gesetzes. Neuere Technologien verlangen eine höhere organische Zusammensetzung. Die Kapitalisten sind nun durch den Konkurrenzkampf, also aus ökonomischen Gründen gezwungen, die neueren, d. h. die technisch und damit ökonomisch effizienteren Verfahren einzusetzen, um dadurch, als Akteure eines prisoners dilemma, die Profitrate zu senken. Ähnlich das Grundgesetz der kapitalistischen Akkumulation (Bd. 1, Kapitel 23), in dem die steigende organische Zusammensetzung immer mehr Arbeitskräfte freisetzt und es dadurch zu einer Verelendung der Arbeiter kommt. Die technische Entwicklung hat bei Marx eine eigene Dynamik, ohne deshalb vom Himmel zu fallen, während in der Analyse der akademischen Ökonomie die ökonomischen Überlegungen der Individuen die technische Entwicklung dominieren. Die naheliegende Frage der aka-

demischen Ökonomie etwa an das Gesetz der kapitalistischen Akkumulation wäre doch, wieso die Kapitalisten trotz sinkender Löhne immer kapitalintensivere Methoden anwenden. Diese Frage ist sicherlich berechtigt; aber wenn man bedenkt, daß die Industrie in den unterentwickelten Ländern bei wesentlich geringeren Löhnen in vielen Fällen die gleiche Technik verwendet, wie in den industrialisierten Ländern, so wird man feststellen, daß relative Preise doch nicht allein über die gewählte Technologie entscheiden können, wie das die Theorie der Produktionsfunktionen nahelegt. Es ist der akademischen Ökonomie sicher gelungen, Widersprüche, wie sie bei Marx auftauchen, zu vermeiden und logisch konsistente Modelle zu entwickeln. Allerdings scheint die Realität nicht ganz diese logische Konsistenz zu haben. Die akademische Ökonomie verweigert im großen und ganzen der technischen Entwicklung eine eigene Dynamik, sofern sie nicht als Manna vom Himmel fällt. Sie erfaßt diese nur als merkwürdige Vermehrung des Faktors Kapital oder des Faktors Arbeit.

Dem entspricht, daß die Organisation der Produktion, die für Marx im Mittelpunkt der Überlegungen stand, für die akademische Ökonomie nur periphär existiert. Industrieökonomik ist im großen und ganzen ein Randgebiet der Ökonomie. Institutionelle Strukturen werden überwiegend aus Marktversagen erklärt. Es wäre falsch, dies der Ökonomie einfach als Fehler anzukreiden. Es soll eher die Grenze der Erkenntnisfähigkeit der theoretischen Ökonomie gesehen werden: eine Wissenschaft, deren Objekt gesellschaftliche Prozesse sind, die über den Markt vermittelt werden, muß nicht unbedingt in der Lage sein, technische Entwicklungen zu erfassen. Damit ist aber die Ökonomie nur beschränkt in der Lage, langfristige gesellschaftliche Prozesse zu untersuchen, da diese immer mit technischen Entwicklungen verbunden sind. Nicht die Analyse von Marx ist falsch, sondern das Problem von dem er glaubte, es mit dem Begriff des Wertes behandeln zu können, scheint kein Problem der reinen Ökonomie zu sein.

2. Geld

2.1 Mit wenigen Themen hat sich Marx so lange beschäftigt, wie mit der Theorie des Geldes. Sowohl seine Auseinandersetzung mit Proudhon in „Das Elend der Philosophie“ (1847), als auch in seiner ersten systematischen ökonomischen Schrift „Zur Kritik der politischen Ökonomie“ (1858), ebenso die als „Grundrisse“ bekannten Manuskripte von 1858 sind in wichtigen Teilen der Geldtheorie gewidmet.

Zwei Gründe bewogen Marx sich derart intensiv damit zu beschäftigen: zum einen die sozialistischen Theorien von P. J. Proudhon, die damals in der Arbeiterbewegung große Beachtung fanden, zum anderen die Auseinandersetzungen mit dem Sayschen Gesetz. Während Proudhon in seiner Schrift „Die Philosophie des Elends“ darlegen wollte, daß eine Tauschwirtschaft ohne Geld eine Wirtschaft ohne

Ausbeutung sein kann, sollte aus dem Sayschen Gesetz die Krisenfreiheit des Kapitalismus folgen. Marx erschien das eine als sozialistische Utopie, das andere als bürgerliche Illusion. Weder kann Geld abgeschafft werden, wie das Proudhon vorschlug, noch kann die ökonomische Analyse auf eine Theorie des Geldes verzichten, wie das typisch für die klassische Ökonomie war. Marx möchte zeigen, daß Geld ein notwendiger Ausdruck einer Tauschgesellschaft ist; Geld ist ein gesellschaftliches Verhältnis. Die Geldtheorie ist die Verbindung zwischen der Werttheorie als Gleichgewichtstheorie und der Analyse der Ausbeutung, die voll ausgearbeitet ist, einerseits, bzw. der Krisentheorie, die von Marx nicht mehr ausgearbeitet wurde, andererseits.

Die Geldtheorie stagnierte zum Unterschied von anderen Teilen der Ökonomie bereits seit der Mitte des 18. Jahrhunderts: seit Cantillon und Hume. Beide beschäftigten sich mit der Frage, was passiert, wenn Geld in Form von Gold und Silber in ein Land einströmt; aus Amerika nach Spanien und von Spanien nach Nordwesteuropa. Sie zeigten langfristige Aspekte auf, die von der gesellschaftlichen Struktur abhingen: fällt das Geld zuerst in die Hände der konsumierenden Aristokratie oder in die Hände kommerziell aktiver Schichten. Da die klassische Theorie auf einer Werttheorie, also Gleichgewichtsüberlegungen aufbaut, hat sie wenig zu Geld zu sagen gehabt. Ihre ideologische Funktion war es, eine Theorie der Gesellschaft als einer Gesellschaft von Produzenten zu entwerfen; zum Unterschied von einer Theorie, die die zentrale Funktion der Reichen als Nachfragende herausstreichen will, wie das die Spätmerkantilisten getan haben.

Nur, in dem die Theoretiker die Gesellschaft als eine von Produzenten betrachteten, kamen sie überhaupt auf die Idee, ökonomisches Gleichgewicht zu behandeln. Es muß sichergestellt werden, daß niemand in der Zirkulation verarmt und sich niemand durch die Zirkulation bereichern kann. Dies entspricht der ideologischen Vorentscheidung, daß niemand ein politisches Anrecht auf einen Teil des geschaffenen Produktes hat, wie das etwa auch für die Physiokraten selbstverständlich war. Nur Einkommen, das auf Grund von Marktprozessen zufällt, ist legitim.

In so einer Betrachtung hat Geld wenig Funktion. Meist wird nur festgestellt, daß der Tausch ohne Geld sehr unbequem wäre, da wir genau denjenigen suchen müßten, der die Waren, die wir anbieten, auch brauchen kann. Gebe es kein Geld, so müßte man es erfinden.

Ricardo etwa, der nicht nur Theoretiker war, sondern auch sehr erfolgreicher Börsenspekulant, hat im Grunde genommen sehr wenig zu Geld zu sagen. In seinen „On the Principles of Political Economy and Taxation“ findet sich kein Kapitel über Geld. Zum erstenmal wird darin im Kapitel über den Außenhandel (Kapitel 8) ausführlicher über Geld gesprochen. Das ist genau der Fall, in dem auch bei Ricardo nicht zu Werten getauscht wird. In dem Kapitel über Wert wird Geld nur als Gold und damit als zu Arbeitswerten bewertete Ware behandelt. In den verschiedensten Schriften zu Geld versucht Ricardo immer nur zu zeigen, daß, wenn Geld als Papiergeld von seinem Wert als Gold

abweicht, dies erstens nur kurzfristig möglich ist und zweitens die Wirtschaft ruiniert.

Seine ganze Theorie baut auf dem Sayschen Gesetz auf, demzufolge es kein Überangebot an Waren geben kann. Das Saysche Gesetz war die bürgerlich-ökonomische Utopie gegen die Reste vorkapitalistischer Gesellschaften. Wenn es Krisen gibt, so sind das kurze Übergangsphänomene, vor allem weil die Gesellschaft noch nicht eine perfekt kapitalistische ist¹⁵. Für Ricardo war das Saysche Gesetz vor allem deshalb wichtig, weil er glaubte, damit zeigen zu können, daß eine Erhöhung der Produktion durch Akkumulation nicht zur Arbeitslosigkeit führen könne. Es kann somit, langfristig gesehen, nicht zuviel produziert werden. Was nur kurzfristig ist, hat ihn nicht interessiert. Akkumulation ist daher nicht nur Akkumulation einiger Vermögen, es ist Vergrößerung von gesellschaftlichem Reichtum.

2.2 Marx versucht nun einen Ansatz, bei dem Geld den Gleichgewichtsüberlegungen der Werttheorie nicht widerspricht: Geld soll aus dem ökonomischen Handeln der Individuen erklärt werden. Dort, wo in der politischen Ökonomie vor Marx – und auch bei weiten Teilen der Ökonomie seither – Geld jede Funktion verliert, nämlich beim Tausch zu Werten, will Marx zeigen, daß Geld notwendig ist; notwendig in dem Sinne, daß eine tauschende Wirtschaft Geld herausbilden muß.

„Die wirkliche Frage ist: Macht das bürgerliche Austauschsystem selbst nicht ein spezifisches Austauschinstrument nötig? Schafft es nicht notwendig ein besonderes Äquivalent für alle Werte?“ (Grundrisse, p. 46)

Die Schwierigkeiten dabei sind folgende: Während bei allen anderen Waren von vornherein feststeht, daß sie – da Gebrauchswerte – ein Teil des gesellschaftlichen Reichtums sind, kann dies bei Geld nicht gesagt werden: Wenn jemand Geld hat, so ist das sein Reichtum, weil er damit Gebrauchswerte kaufen kann. Dies ist aber nicht gesellschaftlicher Reichtum, weil mit Hilfe des Geldes Gebrauchswerte nur transferiert werden. Die Entstehung des gesellschaftlichen Reichtums ist an Arbeit gebunden. Marx sieht meist davon ab, daß durch monetäre Nachfrage, Angebot hervorgerufen werden kann. In solchen Betrachtungsweisen, die typisch für Gleichgewichtsüberlegungen sind, kann Geld nicht Teil des positiven Reichtums sein, so wie Brot, Rock, Schnaps und Bibel.

Marx untersucht dazu den Tauschprozeß, das Wirken der Wirtschaftssubjekte am Markt. Er spricht dabei von der Form des Wertes, die durch die Tatsache des Tausches hervorgebracht wird. Die Unterscheidung zwischen Form und Inhalt des Wertes ist nichts anderes als die Unterscheidung zwischen Ökonomie im Sinne von Knappheit, die nur durch Arbeit überwunden werden kann, und Ökonomie im Sinne einer tauschenden Gesellschaft. Die Gesellschaft muß arbeiten und die Produkte der Arbeit kommensurabel machen. Die Vergleichbarkeit der Arbeitsprodukte in einer Marktwirtschaft ist an den Tausch der voneinander unabhängigen Individuen gebunden, keine Aufgabe eines Rechenmeisters. Die Form der Gesellschaft bestimmt daher die Form, die der

Wert annimmt – den Tauschwert. Aus dieser Form des Wertes ist nun Geld zu entwickeln.

Dazu bedient sich Marx, wie nirgends sonst im „Das Kapital“ einer an Hegel orientierten Darstellungsweise¹⁶. Die Form des Wertvergleiches im Tausch verselbständigt sich gegenüber dem Inhalt, der Produktion, und wird so zur bestimmenden Struktur der tauschenden Gesellschaft. Die allgemeine Kommensurabilität muß sich materialisieren in einer ausgezeichneten, allen anderen Waren gegenübergestellten Ware – dem Geld.

In vier Schritten soll die „Genesis dieser Geldform“ (Kapital Bd. 1, p. 62) geliefert werden:

1. Einfache, einzelne oder zufällige Wertform: 2 Ellen Leinwand ist gleich ein Rock.
2. Totale oder entfaltete Wertform: 20 Ellen Leinwand = 1 Rock oder = 10 Pfund Tee oder = 40 Pfund Kaffee oder = 1 Quarter Weizen oder = etc.

3. Allgemeine Wertform

1 Rock	
10 Pfund Tee	
40 Pfund Kaffee	20 Ellen Leinwand
1 Quarter Weizen	
etc.	

4. Geldform

20 Ellen Leinwand	
1 Rock	
10 Pfund Tee	2 Unzen Gold
40 Pfund Kaffee	
1 Quarter Weizen	

Naheliegend, und auch von Marx in seiner Schreibweise immer wieder angedeutet, wäre es, diese Entwicklung von Wertformen als aufeinanderfolgende historische Formen darzustellen. Dennoch muß darauf beharrt werden, daß Marx eine logische Analyse versuchte. Er unterscheidet sich hier von dem mit historischen Beispielen argumentierenden Menger (Menger 1892); ebenso von der anthropologischen Ökonomie, die Geldformen in primitiven Gesellschaften erklären will. Er versuchte vielmehr zu zeigen, daß eine arbeitsteilige, tauschende Gesellschaft ohne Geld unmöglich ist.

Es tauchen zwar ähnliche Aspekte in der modernen mikroökonomisch fundierten Geldtheorie auf – Transaktionskosten bei Hahn, Informationskosten bei Brunner und Meltzer – Marx' Überlegungen gehen aber darüber hinaus: Geld wird als gesellschaftlich dominierende Abstraktion gegenüber den konkreten Gebrauchswerten betrachtet. Geld ist abstrakter Reichtum. Das Abstrakte existiert. Es handelt sich nicht um eine Abstraktion des Denkers Marx, sondern um eine Abstraktion durch den sozialen Prozeß. Ging die Analyse ursprünglich dahin, daß Gebrauchswerte von den Produzenten getauscht werden, so geht es nach der Analyse des Geldes um Reichtum schlechthin. War der subjektive Zweck des Tausches zunächst die Erlangung spezifischer

Gebrauchswerte, so ist es jetzt der subjektive Zweck des Tausches, abstrakten Reichtum zu erhalten. Da der Zugang zu den Gebrauchswerten nur über Geld möglich ist, fallen Geld und Reichtum zusammen. Waren ursprünglich die Waren als Gebrauchswerte das Wesentliche, Geld nur das vermittelnde Medium, so ist letztlich Geld das Wesentliche; dem einzelnen erscheinen die Waren nur als Repräsentanten des Geldes.

Die Untersuchung der Gesellschaft geht bei Marx nicht auf eine Tauschwirtschaft, in der ein Gut Geld ist, sowie in der mikroökonomisch fundierten Geldtheorie, sondern Reichtum in der Form des Geldes steht im Mittelpunkt aller ökonomischen Aktivitäten. Dies kontrastiert zwar mit dem „Naturalismus“ und „Technizismus“ der Werttheorie, ist aber ein wesentlicher Gedankenstrang bei Marx. Verdeutlicht wird diese Verselbständigung des Mittlers – als Produkt der tauschenden Gesellschaft – gegenüber der produzierenden Gesellschaft im Kontrast zum Bild einer von Marx als vernünftig anvisierten Gesellschaft:

„Stellen wir uns endlich, zur Abwechslung, einen Verein freier Menschen vor, die mit gemeinschaftlichen Produktionsmitteln arbeiten und ihre vielen individuellen Arbeitskräfte selbstbewußt als gesellschaftliche Arbeitskraft verausgaben. Alle Bestimmungen von Robinsons Arbeit wiederholen sich hier, nur gesellschaftlich statt individuell. Alle Produkte Robinsons waren sein ausschließlich persönliches Produkt und daher unmittelbar Gebrauchsgegenstände für ihn. Das Gesamtprodukt des Vereins ist ein gesellschaftliches Produkt. Ein Teil dieses Produkts dient wieder als Produktionsmittel. Er bleibt gesellschaftlich. Aber ein anderer Teil wird als Lebensmittel von den Vereinsgliedern verzehrt. Er muß daher unter sie verteilt werden. Die Art dieser Verteilung wird wechseln mit der besonderen Art des gesellschaftlichen Produktionsorganismus selbst und der entsprechenden geschichtlichen Entwicklungshöhe der Produzenten ... Die gesellschaftlichen Beziehungen der Menschen zu ihren Arbeitsprodukten bleiben hier durchsichtig und einfach in der Produktion sowohl als in der Distribution.“ (Kapital Bd. 1, p. 92)

Diese und ähnliche Stellen können nicht als analytische Ökonomie gelesen werden, wird doch darin die Gesellschaft einfach als Subjekt gesetzt. Es handelt sich hier um Aufklärung, in dem Sinn, daß denkbare ideale Alternativen aufgezeigt werden¹⁷.

2.3 Die Abstraktion von den Gebrauchswerten im Geld ist nun aus drei Gründen für die Weiterführung der Marxschen Ökonomie von Bedeutung.

1) Der einzelne erfährt die Bewertung seiner Arbeit nur indirekt durch den im Geld gemessenen Erfolg. Das Verhältnis der Individuen zueinander wird zu einem Verhältnis von Dingen (Warenfetischismus). Damit ist nicht die Fähigkeit des Individuums, Gebrauchswerte zu erzeugen, das Wesentliche, sondern die Fähigkeit Tauschwerte zu produzieren. Abstrakte Arbeit wird zur sozialen Realität (Entfrem-

dungsprobleme). Das, was in der nach-marxsschen Gesellschaftswissenschaft aus der Ökonomie in die sich herausbildende Soziologie gedrängt wurde, ist bei Marx noch voll Bestandteil der politischen Ökonomie. Nochmals kommt die doppelte Bedeutung des Begriffs Gesellschaft zu tragen: die Summe der ökonomisch handelnden Individuen im Sinne ökonomischer Theorie einerseits, die den Individuen entfremdete Gesamtheit andererseits.

Die ökonomische Theorie hat wesentliche Teile ihres analytischen Apparates gewonnen, indem sie letzteres Problem nicht behandelt hat. Dies war notwendig, will man kompliziertere Probleme behandeln, als sie in der klassischen Ökonomie mit ihren drei Klassen und dem ausschließlichen Interesse an Wachstum zu finden sind. Das es sich um eine echte Einschränkung des Erkenntnisinteresses handelt, kann man an der Existenz der Soziologie erkennen.

2) Durch das Dazwischentreten des Geldes zwischen beide Seiten des Tausches ergibt sich die Möglichkeit, daß das Geld einige Zeit aufbewahrt werden kann. Die Beweisführung für das Saysche Gesetz, in der auf die unmittelbar vorhandene Nachfrage, die aus dem Angebot resultiert, hingewiesen wird¹⁸, ist damit hinfällig. Aus dem Verkauf folgt kein Kauf¹⁹. Damit ist die Möglichkeit der Krise gegeben.

Auch wenn es bei Marx keine geschlossene Krisentheorie gibt, so ist der Ansatz zu einer Marxschen Krisentheorie eindeutig in der Existenz des Geldes und der Möglichkeit mangelnder effektiver Nachfrage zu suchen. Wesentliche Ansätze dazu müßten von einer Weiterführung der Theorie des Geldes kommen, die ansatzweise vorhanden ist. So ist etwa der mühsame Anfang des zweiten Bandes des Kapitals (Der Zirkulationsprozeß des Kapitals), der den Zirkulationsprozeß zunächst vom Standpunkt des Geldkapitals, dann vom Standpunkt des produktiven Kapitals und letztlich vom Standpunkt des Warenkapitals aus analysiert, nur dann sinnvoll, wenn Geldkapital, produktives Kapital resp. Warenkapital auch Subjekte im ökonomischen Kreislauf sind: Finanzkapital, industrielles Kapital und Handelskapital. Diese Verselbständigung und Subjektwerdung einzelner Momente des Zirkulationsprozesses würde die Analyse komplexerer monetärer Zusammenhänge erlauben, als sie bei Marx vorhanden sind.

Zu vermuten ist, daß Marx' Interesse an einer Krisentheorie vergleichsweise gering war. Seinem Interesse an einer radikalen Umgestaltung der Gesellschaft entsprach seinem – in guter klassischer Tradition stehenden – Desinteresse an kurzfristigen Problemen. Als gelehrter Außenseiter brauchte er sich nicht mit dem Problem herumzuschlagen, wie denn Arbeitslosigkeit gesenkt werden könne oder wie man den Lebensstandard der Arbeiter anheben kann. Kurzfristige Krisen beflügelten seine revolutionären Hoffnungen, wie aus dem Briefwechsel mit Engels geschlossen werden kann. Da sie aber im Kapitalismus auf Grund ökonomischer Analyse als notwendig erschienen, sah der Revolutionär Marx keinen Grund, sich derart mit Krisen theoretisch zu beschäftigen, daß wirtschaftspolitische Konzepte zur Überwindung von Krisen aufgestellt werden können. Der Orientierung der Theorie an

langfristiger Entwicklung entspricht das im Vordergrund stehende Interesse an technischen und sozialen Veränderungen. Die Auswirkungen eines monetären Sektors auf die reale Ökonomie werden zwar immer wieder angedeutet, aber nicht wirklich untersucht.

Dies hat noch eine zweite Ursache: der monetäre Sektor als Produkt einer Marktwirtschaft schien Marx der unproduktive Sektor schlechthin. Da in einer freien Gesellschaft die ökonomischen Beziehungen der Individuen „einfach und durchsichtig“ seien, bedarf es daher keines monetären Sektors²⁰. Die im Kapitalismus darauf angewandte Arbeit ist verschwendete Arbeitskraft, die entweder den gesellschaftlichen Reichtum an Gebrauchswerten beeinträchtigt oder die gesellschaftlich notwendige Arbeitszeit verlängert. Dieser implizite Vergleich zu einer sozialistischen Gesellschaft, der wie oben bereits angeführt, sich durch das ganze Werk von Marx zieht, verhindert die Analyse der produktiven Aspekte des monetären Sektors.

Mit Marx kann man sich hier kritisch gegen den herrschenden Begriff des Volkseinkommens wenden, in dem jedes Einkommen, das am Markt erzielt wird, einen positiven Beitrag zum gesellschaftlichen Reichtum darstellt. Einkommen, die auf Grund von Arbeit entstehen, die bei alternativer gesellschaftlicher Organisation nicht notwendig sind, müssen als Verschwendung betrachtet werden. Klar ist, daß diese Idee nicht als analytische Ökonomie, sondern als Aufklärung im oben angedeuteten Sinn zu verstehen ist.

Bedauerlich ist, daß die bei Marx vorhandenen Ansätze einer Krisentheorie und einer Theorie monetärer Institutionen nicht weitergeführt wurden. Die Wertformanalyse wurde lange Zeit übersehen. Zwar berief man sich auf Marx, wenn man die Krisenhaftigkeit des Kapitalismus anführte, übersah jedoch, wie Marx argumentierte. I. I. Rubin, der diese Ansätze aufgriff, konnte daran nicht weiterarbeiten, da er bald in den Stalinschen Lagern verschwand. Die neuaufgelebte Diskussion um die Wertform anfangs der 70er Jahre flaute bald wieder ab, da sie anstatt zu einer Untersuchung von Finanzinstitutionen und deren Auswirkungen auf die Gesellschaft fortzuschreiten, in philosophischen Spitzfindigkeiten sich verlief. Tragisch ist es aber, daß die Sozialdemokratie, die das Schicksal der Arbeiter schon im Kapitalismus verbessern wollte und daher zur Analyse kurzfristiger Probleme vorstoßen sollte, lange Zeit dazu sehr wenig zu sagen gehabt hat. Ihr Festhalten an den langfristigen Aspekten des Kapitalismus, so wie sie sich bei Marx finden, mußte wirtschaftspolitische Überlegungen zur Bekämpfung der Wirtschaftskrise erschweren. Bei Hilferding ist der Bankensektor nicht monetärer Sektor, sondern Beherrscher der Industrie. Das ist zwar ein wichtiger Aspekt, reicht aber nicht aus Finanzinstitutionen zu verstehen. Eine bei Marx anknüpfende Theorie monetärer Institutionen und deren Auswirkungen auf die Gesellschaft – ein „linker Monetarismus“ – hätte vieles leichter gemacht.

3) Die für Marx wichtigste Folgerung aus der Tatsache der Abstraktheit des Reichtums im Geld ist das Zurücktreten des Interesses am Gebrauchswert gegenüber dem am Tauschwert. Die ökonomischen

Subjekte gehen nicht mit produzierten Gebrauchswerten in die Zirkulation, um mit anderen aus ihr herauszukommen, sondern sie gehen mit Tauschwerten in die Zirkulation, um mit einem größeren Tauschwert herauszukommen. Der subjektive Zweck der Zirkulation ist nicht die Erlangung eines Gebrauchswertes im Tausch gegen einen anderen, sondern die Vergrößerung von Reichtum als Summe von Tauschwerten. Da nur Gebrauchswerte Träger von Tauschwerten sein können, Gebrauchswerte aber nur in der Produktion entstehen können, verweist Marx auf die Produktion zurück.

Produktion ist dann aber nicht mehr die Produktion voneinander unabhängiger Produzenten, sondern die Produktion einer in Klassen gespaltenen Gesellschaft. Die ökonomischen Subjekte sind jetzt nicht mehr Produzenten, die mit ihren Waren auf den Markt gehen. Die eigentlichen Produzenten bieten keine im Produktionsprozeß produzierten Waren an, sondern nur die Arbeitskraft; die einzige Ware, die diejenigen haben, die sonst nichts haben.

Die Marxsche Analyse des Geldes beginnt mit dem Tausch voneinander unabhängiger Produzenten und endet mit der kapitalistischen Gesellschaft, in der es Krisen gibt. Sie ist, wenn auch sowohl in der späteren marxistischen als auch akademischen Ökonomie wenig beachtet, sicherlich einer der interessantesten Teile der Analyse. Die Unterscheidung zwischen der Produktion von Gebrauchswerten und der Vermittlung von Gebrauchswerten durch den Tausch, und die Betonung der gegenseitigen Zusammenhänge ermöglicht es Marx Geld als soziale Institution zu erfassen. Daß die Gesellschaft durch diese soziale Institution geprägt wird, war Marx' zentrale Aussage gegenüber Proudhon und den Anhängern des Sayschen Gesetzes. Die Behauptung, daß monetäre Institutionen und deren Veränderung diese Gesellschaft verändern, gäbe auch heute ein interessantes Forschungsprogramm. Die akademische Ökonomie versucht zwar seit Wicksell reale Effekte monetärer Veränderungen zu bestimmen oder zu leugnen – je nach politischem Vorurteil – aber zur Veränderung der Gesellschaft durch Geld hat sie nicht viel mehr zu sagen, als die Zitierung eines nicht nachweisbaren Leninzitates, nach dem die bürgerliche Gesellschaft bekämpft werden kann, in dem man ihr Geldsystem durch Inflation zerstört.

Wie wenig davon Thema der akademischen Ökonomie ist, zeigt sich an der weitgehenden Trennung von monetärer und realer Ökonomie in der Theorie. Dies mag dem Umstand geschuldet sein, daß zwei derart zentrale Gebiete zu beherrschen heute nicht mehr möglich ist²¹. Es ist aber auch vorweg gar nicht klar, ob reale Ökonomie, in der Gesetze der Produktion – heute würde man auch Präferenzen hinzufügen – eine entscheidende Rolle spielen, und monetäre Ökonomie, in der gesellschaftliche Veränderungen über den Finanzsektor wirken, mit einer einheitlichen Theorie behandelt werden können.

3. Ausbeutung und Akkumulation

3.1 Berühmt und berüchtigt ist Marx in erster Linie für seine Theorie der Ausbeutung. Sie steht im Mittelpunkt der meisten direkten polemischen Auseinandersetzungen um Marx, aber oft uneingestandenmaßen auch hinter vielen Auseinandersetzungen mit anderen Aspekten der Theorie: Wer irgendein Stückchen der Marxschen Theorie widerlegt, scheint Ausbeutung widerlegt zu haben; und wer den Marx-Kritiker bei einem Fehler ertappt hat, hat die Existenz von Ausbeutung bestätigt und damit die Notwendigkeit einer radikalen Änderung der Gesellschaft.

Das ist erstaunlich, wenn man bedenkt, daß Marx von sich niemals behauptet hat, die Existenz von Klassen entdeckt oder als erster Ausbeutung formuliert zu haben. Die Existenz von Profiten war immer eine Selbstverständlichkeit, und nur die Ökonomen des deutschen Sprachraums sind angesichts der Marxschen Theorie derart erschrocken, daß sie das Wort „Profit“ aus ihrem Sprachschatz gestrichen haben²².

Marx bezeichnet das Mehrprodukt, also jenes Produkt das den Arbeitern nicht unmittelbar zufällt, als Ausbeutung, sofern andere darüber in ihrem privaten Interesse verfügen können. Das hat zunächst nichts mit der Arbeitswerttheorie zu tun und auch nichts mit der Tatsache des Elends der Arbeiter. Ausbeutung kann daher nicht widerlegt werden, etwa durch die Grenzproduktivitätstheorie: auch in dieser gibt es ein Mehrprodukt, das zu einem bestimmten Zeitpunkt mit spezifischer Technologie von den Arbeitern erzeugt wird, diesen aber nicht zufällt^{22a}. Nur im Vergleich zu alternativen Technologien und Kapitalgütermengen kann ein Begriff von „Produktivität des Kapitals“ gewonnen werden. Oder in der Theorie der Physiokraten: Dort wird zwar angeführt, daß der von Quesnay selbst als unproduktiv bezeichneten Klasse ein Drittel des Produktes zufällt, ohne daß deswegen von Ausbeutung gesprochen wird. Die Aristokratie und der Staat waren eben berechtigt, dieses Mehrprodukt einzustreifen²³. Ausbeutung ist auch als wissenschaftlicher Begriff bei Marx, zunächst nichts anderes als eine wertende Bezeichnung für das Mehrprodukt, sofern es Wirtschaftssubjekten zur privaten Verfügung zufällt.

Es muß dabei bedacht werden, daß die polemische Spitze der Theorie des Mehrwerts und des Begriffs Ausbeutung nicht nur gegen die „bürgerliche“ Ökonomie gerichtet war, sondern auch gegen jene Vorstellungen und Theorien, die das Elend der Arbeiter als einen Betrug an ihnen auffaßten. Marx griff mit seiner Theorie des Mehrwerts vehement sozialistische Utopien an: weder eine Reform des politischen Systems – etwa durch eine Wahlrechtsreform, noch ein Unterlaufen des Kapitalismus durch Genossenschaften seien geeignet, Ausbeutung aufzuheben.

Ausbeutung soll als ökonomisches Phänomen erklärt werden. Nicht eine politisch vorgegebene soziale Stellung ermöglicht es einem Teil der Bevölkerung von der Arbeit der anderen zu leben, wie das bei Quesnay der Fall ist, sondern eine Theorie, die vom sozialen Handeln am Markt

ausgeht, soll Ausbeutung erklären. Sowohl der Preis der Arbeitskraft – der Lohn – als auch die Preise der Waren, soll dem Wert entsprechen, und damit im vollen Einklang stehen mit den Gerechtigkeitspostulaten der in der Werttheorie analysierten Tauschgesellschaft. Ausbeutung wird möglich, weil der Gebrauchswert der Ware Arbeitskraft darin besteht, mehr Werte zu produzieren, als die Arbeitskraft selbst wert ist. Die Bestimmung des Wertes der Arbeitskraft ist daher für die Marxsche Theorie der Ausbeutung von zentraler Bedeutung. Sie kann nicht beiseite geschoben werden.

Es ist dabei nicht von Bedeutung, ob die Löhne ein physisches, ein soziales oder ein historisch bestimmtes Minimum decken. Entscheidend an der Marxschen Argumentation ist, daß der Lohn exogen dem ökonomischen System vorgegeben ist. Es wird zwar von Marx keinesfalls ein Steigen der Löhne ausgeschlossen, in manchen Kapiteln scheint er auch eine zumindest langfristige Verbesserung der Lebensbedingungen der Arbeiter anzunehmen (etwa in Kap. 8 des ersten Bandes), in anderen hingegen eine ewige Verschlechterung (das allgemeine Gesetz der Akkumulation, Kap. 23, erster Band), aber es gibt keinen direkten Zusammenhang zwischen Lohnerhöhungen und Wirtschaftswachstum²⁴.

Die Arbeiter sind nur die Ausgebeuteten und nicht gleichzeitig die stillen Teilhaber der Gesellschaft: steigt die Produktivität der Arbeit, so folgt bei Marx nur die Möglichkeit eines höheren Lebensstandards, nicht deren automatische Verwirklichung. Es gibt für Marx in der kapitalistischen Gesellschaft keinen Mechanismus, der ein Steigen der Löhne mit steigender Produktivität sichert.

Steigender Lebensstandard wird eher als Folge des Steigens des Wertes der Arbeitskraft im Zuge des Zivilisationsprozesses gesehen. Dieser Zivilisationsprozeß läßt sich nicht auf ökonomische Entwicklung im engeren Sinn reduzieren. Er ist ebensosehr Ergebnis des laufenden Klassenkampfes; im Kapitalismus heißt das, des Kampfes der Arbeiter um bessere Lebensbedingungen. Versucht die akademische Ökonomie steigende Löhne als Ergebnis eines ökonomischen – d. h. marktmäßigen – Prozesses zu erfassen, und in manchen ideologischen Facetten, die Sinnhaftigkeit politischer Organisation zu bestreiten, so ist die politische Organisation und der Klassenkampf für Marx erst ein Mittel den ökonomischen Gesetzen zum Durchbruch zu verhelfen. So wäre etwa für Marx der Übergang vom absoluten zum relativen Mehrwert, d. h. der Übergang von der Verlängerung des Arbeitstages zur Intensivierung des Arbeitsprozesses, nicht möglich gewesen, hätte es nicht einen politischen Kampf um die Verkürzung des Arbeitstages gegeben. Da die Entwicklung des Reallohnes nicht bloß Ergebnis ökonomischer Entwicklungen ist, kann es keine rein ökonomische Theorie des Lohnes geben. Der Verweis auf den Klassenkampf macht eine geschlossene Theorie des Reallohnes unmöglich. Nicht der theoretisierende Marx versagt, sondern das Problem entzieht sich der geschlossenen Darstellung.

Solange Marx theoretische Ökonomie betreibt, das Proletariat als

kämpfende Klasse nicht auftritt, erzeugen die Arbeiter bei steigender Produktivität mehr Kapital, Ausbeutung und Akkumulation sind direkt verknüpft. Die Arbeiter sind damit vom produzierten Reichtum der Gesellschaft ausgeschlossen. Das erklärt die Affinität der linearen ökonomischen Modelle zur Marxschen Ökonomie. In ihnen wird entweder aufgewandte Arbeit oder die notwendigen Lebensmittel als Produktionsinput betrachtet. Die Arbeiter treten am Gütermarkt nur als Nachfrager nach Subsistenzmitteln auf.

Damit wird auch die Grenze dieser Ausbeutungstheorie klar. In einer Gesellschaft, in der sich mittelfristig die Reallöhne mit dem Volkseinkommen entwickeln, kann der Lohn nicht exogen vorgegeben sein. Es kann zwar nicht einfach gesagt werden, ob aus dem Wirtschaftswachstum das Wachsen der Löhne, oder aus dem Wachsen der Löhne auf das Wirtschaftswachstum geschlossen werden kann, sicher ist aber, daß dieser Zusammenhang zumindest teilweise im ökonomischen System erklärt werden muß.

3.2 Da den Arbeitern im Kapitalismus nicht Unrecht geschieht, in dem Sinn, daß ihnen etwas weggenommen wird, was ihnen eigentlich zusteht, trat Marx nie für eine Umverteilung ein. In seiner „Kritik am Gothaer Programm“ wendet er sich explizit gegen sozialistische Forderungen, nach denen dem Arbeiter das volle Produkt des Arbeitstages zufallen soll. Auch in einer sozialistischen Gesellschaft muß ein Mehrprodukt existieren: Versicherungsfonds, Vorsorge für Alte, Investitionsfonds etc. Zentraler Aspekt zur Bestimmung der kapitalistischen Gesellschaft ist für Marx, daß dieses Mehrprodukt den Kapitalisten zufällt, und nur sie darüber verfügen können. Diese private Verfügung über das Mehrprodukt muß geändert werden, die Höhe des Mehrproduktes ist für Marx eine sekundäre Frage gewesen. Die Kapitalisten können mit dem Mehrprodukt, das ihnen in Form des Mehrwerts zufällt, zweierlei tun: sie können es konsumieren oder investieren. Während ersteres polemisch abgelehnt wird, weil es angesichts der herrschenden Armut eine Verschwendung von Arbeitskraft bedeutet, steht letzteres im Zentrum der Marxschen Argumentation.

Zum Unterschied zu der von Marx als „vulgär“ denunzierten Ökonomie, stellt sich die Aufteilung des Mehrwerts in Konsum und Investition nicht als Kalkül des frei entscheidenden Unternehmers dar: Der Kapitalist ist Getriebener des Marktes, weil es keine Produktion ohne technische Veränderung gibt. Jeder Kapitalist muß bei Strafe seines eigenen Untergangs fortdauernd bemüht sein, die neuesten Produktionsverfahren zu verwenden. Marx hat daher ein grundsätzlich anderes Kapitalistenbild als die akademische Ökonomie. Der Unterschied liegt aber nicht darin, wie es oft in billiger anti-marxistischer Polemik vermutet wird, daß Marx die bösen, habgierigen Ausbeuter darstellt, zum Unterschied vom netten, freundlichen Rechenmeister der Neoklassik. Ganz im Gegenteil: Für Marx ist der Kapitalist der eigentliche Organisator des Produktionsprozesses, der erstens ständig neue Pro-

duktionsverfahren entwickelt und zweitens die Arbeiter zwingt, rational zu arbeiten.

Demgegenüber zeichnet die Neoklassik ein Bild, in dem der Kapitalist auf den Kapitaleigentümer reduziert wird. Dieser macht nichts anderes als Preisdifferenzen auszunutzen und dabei den Gleichgewichtspreis herbeizuführen. Der neoklassische Kapitalist ist im Grunde genommen Spekulant²⁵.

Seine entscheidende Aufgabe in der Neoklassik ist es, Risiken zu tragen. Genau in dieser Funktion schien er aber Marx und den politischen Parteien, die sich auf ihn beriefen, unnötig: durch Planung lassen sich die Risiken erstens verringern und zweitens in einer Versicherung auf die gesamte Gesellschaft aufteilen.

Das Bild des Marktes, das Marx zeichnet, ist grundsätzlich anders, als das der Neoklassik. Während in der Neoklassik der Markt dadurch gekennzeichnet ist, daß bei Konkurrenz ein einheitlicher Preis vorhanden ist und jener einzelne nur Preisnehmer, sodaß am Markt Ruhe herrscht, ist für Marx der Markt ein Ort des Kampfes: die Kapitalisten bekämpfen einander durch immer bessere Produktionsmethoden, was auch verstärkte Ausbeutung durch neue Techniken heißt. Weil die Unternehmer einander dauernd bekriegen, weil sie dauernd kurzfristige Monopolrenten erhalten wollen, entsteht technischer Fortschritt. Marxisten haben es daher wesentlich leichter technischen Fortschritt zu erfassen, als die weitgehend statische Neoklassik.

Verbesserte Produktionsmethoden heißt dabei zweierlei: Veränderungen der Technologie im Sinne einer besseren Beherrschung der Natur und eine geänderte Organisierung des Arbeitsprozesses. Während der Arbeiter am Arbeitsmarkt als freies Individuum betrachtet wird, daher nicht grundsätzlich anders als in der akademischen Ökonomie, hat der Arbeiter für Marx, sobald er die Fabrik betritt, alle Freiheiten aufgegeben. Der Arbeiter verkauft am Arbeitsmarkt die Arbeitskraft, nie die Arbeit. Gearbeitet wird in der Fabrik.

„Der ehemalige Geldbesitzer schreitet voran als Kapitalist, der Arbeitskraftbesitzer folgt ihm nach als sein Arbeiter; der eine bedeutungsvoll schmunzelnd und geschäftseifrig, der andere scheu, widerstrebsam, wie jemand der seine eigne Haut zu Markt getragen und nun nichts anderes zu erwarten hat als die – Gerberei.“ (Kapital Bd. 1, p. 191)

Organisierung der Produktion heißt mehr als das Hinstellen der richtigen Maschinen, es heißt den Arbeiter zur Arbeit zu zwingen. Dieses Herrschaftsverhältnis in der Fabrik entspringt nicht der Böswilligkeit des Kapitalisten, auch nicht der Faulheit der Arbeiter, sondern dem ökonomischen Verhalten aller Beteiligten: der Kapitalist muß Profit machen, will er nicht untergehen; der Arbeiter muß sich dagegen wehren, da er bei gegebenem Lohn möglichst wenig arbeiten möchte. Da die Gesellschaft aber nicht auf politischer Herrschaft aufgebaut ist, kann das betriebliche Herrschaftsverhältnis nicht das des Sklaventreibers oder des Fußballtrainers sein: es muß durch die Produktionstechnologie und Organisation vermittelt sein. Der kapitalistische Betrieb, in

dem freie Arbeiter arbeiten, darf nicht darauf beruhen, daß der Kapitalist oder sein Agent den Arbeitern befiehlt, schnell und gut zu arbeiten. Die Produktionstechnologie muß derart sein, daß der Arbeiter den Zwang als sachliches Verhältnis erlebt. Dazu müssen die Arbeitsverhältnisse versachlicht und objektiviert werden, was durch die Entwicklung der Maschinerie und Organisationsstrukturen geschieht. Die „lebendige“ Arbeitskraft wird zum Anhängsel der Maschinerie. Technik ist nicht nur eine Frage der relativen Preise, ebensowenig bloß eine Auseinandersetzung mit der Natur, sie ist ebenso sehr ein soziales Verhältnis. Dieses soziale Verhältnis ist kein Verhältnis des Marktes, sondern ein herrschaftliches. Dies wurde fast vollkommen aus der akademischen Ökonomie verdrängt, wenn man von der Diskussion, die auf Coase (1937) zurückgeht, absieht. Darin und etwa bei Williamson würde sich die innerbetriebliche Organisation als das Effizientere gegenüber einer reinen Marktbeziehung erweisen, aber die spezifische soziale Problematik des Herrschaftsverhältnisses geht dabei ebenso verloren, wie in der Produktionstheorie der Lehrbücher.

Über die Organisation des Arbeitsprozesses ist es Marx möglich, die Arbeiter als Klasse, als Proletariat zu fassen, und damit auch die Kapitalisten als Klasse^{25a}.

Der ökonomische Prozeß, der über Märkte abläuft, zwingt zu einem spezifischen Herrschaftsverhältnis und zur Organisation im Kampf gegen das Herrschaftsverhältnis. Die Arbeiter sind nicht nur Teilnehmer am Markt, sondern auch die Klasse der Arbeiter, die die Ausbeutung akzeptiert, sabotiert oder durch politische Aktion zu verändern versucht. Wie schwer sich das in die akademische Ökonomie einfügen läßt, kann man an der Schwierigkeit der ökonomischen Theorie mit der berühmten Geldillusion der Arbeiter erkennen: betrachtet man die Arbeiter nur als Marktteilnehmer ist es sicherlich nicht ohne weiteres einsichtig, warum sie sich gegen Lohnkürzungen wehren, nicht aber gegen Preiserhöhungen. Die simple Tatsache, daß die meisten Arbeiter besser als Arbeiter denn als Konsumenten organisiert sind, sie daher leichter Aktionen gegen Lohnkürzungen als gegen steigende Preise unternehmen können, bleibt der Ökonomie verborgen.

Natürlich wäre es ein Unsinn die Analyse von Märkten gegenüber der von sozialen Kämpfen zurückzustellen. Die Einbeziehung von Kämpfen in die ökonomische Analyse scheint auch kaum möglich zu sein, da dabei die Klasse, oder Teile der Klasse, als handelndes Subjekt aufgefaßt werden muß. Marx war sich dessen sehr bewußt, wenn er die Kapitalisten als „falsche Brüder“ bezeichnet, da sie zwar gemeinsame Klasseninteressen haben, gleichzeitig aber Konkurrenten sind. Daher kann „das Kapital“ als Klasse weder politisch noch ökonomisch handeln, wie es immer wieder in marxistischen Schriften – aber nie bei Marx – behauptet wird. „Das Kapital“ kann nicht rationalisieren, um die Löhne zu senken, es kann sich auch nicht diese oder jene Staatsform geben. Die ökonomische Analyse im Sinne der Untersuchung von Zusammenhängen über den Markt kann nicht ersetzt werden, auch wenn aus ökonomischen Prozessen Klassenkämpfe folgen²⁶.

3.3 Indem der Kapitalist die Produktion organisiert und durch ständige Änderungen des Produktionsprozesses seinen Profit erhöhen will, läßt er gesellschaftlichen Reichtum produzieren. Genau darin liegt für Marx die Fortschrittlichkeit des Kapitalismus. Da das Mehrprodukt, im Kapitalismus also der Mehrwert, eine Voraussetzung für Akkumulation und technischen Fortschritt ist, ist Ausbeutung im Kapitalismus eine Voraussetzung für die Erhöhung des gesellschaftlichen Reichtums.

Für Marx muß der Kapitalist nicht vor Sittlichkeit triefen, wie in manchen Facetten der Neoklassik: der Profit ist nicht der Ertrag für den Aufschub des Konsums.

Weil die Kapitalisten über das gesellschaftliche Kapital verfügen und die Arbeiter zur Arbeit zwingen, bedarf es keiner individuellen Motive zur Akkumulation. Die Kapitalisten dürfen zwar nicht beliebig konsumieren, aber sie sind, gemessen an den Arbeitern, so reich, daß ihr Sparen nicht als Verzicht erscheint.

Der Kapitalist kann durchaus ein Bösewicht sein, der schon jetzt gerne konsumiert. Entscheidend für die Akkumulation und damit für den Fortschritt ist die Frage, ob er sich der Mühe des Ausbeutens unterzieht. Der Kapitalist bei Marx sorgt für langsam steigenden Wohlstand, indem er möglichst viel akkumuliert, und das heißt bei Marx, die Arbeiter möglichst effizient ausbeutet. Die Kapitalisten schaffen so die Möglichkeit einer freien Gesellschaft, die doch keine Freiheit in Armut sein soll.

Dies erklärt das im Grunde genommen zynische Verhältnis von Marx zur Ausbeutung.

„Der Kapitalist als Repräsentant des in seinem Verwertungsprozeß begriffenen – des produktiven Kapitals – verrichtet eine produktive Funktion, die gerade darin besteht, produktive Arbeit zu dirigieren und zu exploitiern. Im Gegensatz gegen Mitzehrer der Surplusvalue, die in keinem solchen unmittelbaren und tätigen Verhältnis zu ihrer Produktion stehen, ist seine Klasse die produktive Klasse par excellence.“ (Resultate des unmittelbaren Produktionsprozesses p. 74)

Er beklagt die Ausbeutung und ihre Auswirkungen, er bekämpft sie, aber stellt immer wieder die historische Notwendigkeit des Kapitalismus fest²⁷.

„Nur soweit der Kapitalist personifiziertes Kapital ist, hat er einen historischen Wert und jenes historische Existenzrecht . . . Nur soweit steckt seine eigne transitorische Notwendigkeit in der transitorischen Notwendigkeit der kapitalistischen Produktionsweise. Aber soweit sind auch nicht Gebrauchswert und Genuß, sondern Tauschwert und dessen Vermehrung sein treibendes Motiv. Als Fanatiker der Verwertung des Werts zwingt er rücksichtslos die Menschheit zur Produktion um der Produktion willen, daher zu einer Entwicklung der gesellschaftlichen Produktivkräfte und zur Schöpfung von materiellen Produktionsbedingungen, welche allein die reale Basis einer höheren Gesellschaftsform bilden können, deren Grundprinzip die volle und freie Entwicklung jedes Individuums ist. Nur als Personifi-

kation des Kapitals ist der Kapitalist respektabel.“ (Kapital Bd. 1, p. 618)

Die Versachlichung des Ausbeutungsverhältnisses kann nicht bloß als Verschleierung gegenüber den Ausgebeuteten gesehen werden. Die Ausbeutung wird nicht hinter einem technischen Arbeitsverhältnis versteckt, sondern der technisch organisierte Arbeitsprozeß ist Ausbeutung, solange die Kapitalisten diesen Prozeß organisieren. Sie selbst sind dabei nicht frei, nicht die eigentlichen Herren: sie müssen – bei Strafe des eigenen Untergangs – die Produktion immer besser organisieren, sie müssen immer mehr ausbeuten.

Nicht die Kapitalisten sind die Subjekte, sondern das Kapital als eine alle beherrschende und allen entfremdete Macht. Das Kapital – aufgespalten in viele Kapitalien – als der Herr der Welt ist bei Marx die eigentliche Gesellschaft.

Diese Verselbständigung des Kapitals auch gegenüber den Kapitalisten, die reale Abstraktion des Kapitals gegenüber der Gesellschaft, ist in die akademische Ökonomie nicht zu integrieren: ist doch die Ökonomie schlechthin die Theorie von individuellem Handeln unter bestimmten Bedingungen. Diese Denkvoraussetzung der theoretischen Ökonomie – eng mit dem Rationalitätspostulat verknüpft – setzt die Individuen voraus. Daß die Produktionsmöglichkeiten und Präferenzen der Individuen z. B. etwas mit gesellschaftlicher Stellung zu tun haben, wird zwar von ihr nicht bestritten, aber als Forschungsprogramm in die Soziologie und verwandte Wissenschaften abgedrängt. Theoretische Ökonomie hört dadurch auf Sozialwissenschaft zu sein, bzw. reduziert diesen Anspruch auf interdisziplinäre Veranstaltungen, in denen Ökonomen, Soziologen etc. – in dem sie sich dauernd der gegenseitigen Hochachtung versichern, ohne auch nur in der Lage zu sein, die Fachkompetenz des Gesprächspartners zu beurteilen – auf dem jeweils anderen Gebiet dilettieren.

Der emphatische Begriff von Gesellschaft, wie er der Marxschen Theorie des Kapitalismus zugrunde liegt, kann aber der einzelnen Gesellschaftswissenschaft in ihrer Arbeitsteilung und Spezialisierung nicht ohne weiteres entgegengehalten werden. Nirgends ist das so gut zu sehen wie am Begriff des Kapitals: Reduziert man Akkumulation auf individuelles gegebenes Verhalten, so muß doch etwa verborgen bleiben, wieso in einer reichen Welt die Steigerung der Produktivität als wichtiges Problem erscheint; läßt man aber individuelles Handeln außer Betracht, reduziert man Kapital auf den Begriff des „sich verwertenden Wertes“, so wird aus der politischen Ökonomie eine Mythologie.

3.4 Eine Funktion hat der Unternehmer bei Marx nicht: das Aufsuchen neuer Bedürfnisse und deren Befriedigung²⁸. Das ist nicht einfach ein Übersehen einer sicherlich langfristig wichtigen Funktion von Unternehmern, sondern entspricht dem Grundproblem der Marxschen Ökonomie. Da der Lohn der Arbeiter einem irgendwie bestimmten sozialen Minimum entspricht, sind die Arbeiter im großen und ganzen vom produzierten Reichtum der Gesellschaft ausgeschlossen. Die Kapi-

talisten hingegen werden nur in ihrer Eigenschaft als Organisatoren der Ausbeutung erfaßt, nicht als Konsumenten. Neue Produkte werden überwiegend als Luxusprodukte gesehen, (etwa Kapital Bd. 1, p. 468) und damit als Verschwendung gesellschaftlicher Produktivkraft; – angesichts des realen Elends der Arbeiter sicherlich nicht unberechtigt. Technischer Fortschritt heißt: verringerte Arbeitszeit für das gegebene Produkt und daher verbesserte Befriedigung offensichtlich vorhandener Bedürfnisse und/oder kürzere Arbeitszeit.

Die Reduzierung des technischen Fortschritts auf produktionstechnischen Fortschritt – bzw. das Absehen von produkttechnischem Fortschritt – hat aber für die weitere marxistische Ökonomie entscheidende Konsequenzen: der Konkurrenzkampf der Kapitalien spielt sich bei vielen Autoren (z. B. Luxemburg, Lenin) über die Eroberung neuer Märkte ab, da die gestiegene Produktivkraft anders zu Krisen führen muß. Der Imperialismus erscheint so als eine Konsequenz der nicht ausreichenden inneren Kaufkraft, der zumindest kurzfristig die große Krise des Kapitalismus hinauszögern kann. Nicht erfaßt wurde von Marx – und zuwenig erfaßt von den späteren Marxisten – daß das Steigen der Arbeitsproduktivität letztlich doch zu einem Steigen des Lebensstandards führt. Ohne Steigerung des Massenkonsums kommt die Akkumulation des Kapitals zu einem Stillstand. Das dies nur möglich ist, wenn auch neue Produkte geschaffen werden, ist in den Anschauungen der meisten Ökonomen eine Selbstverständlichkeit, läßt sich aber auch in der theoretischen Ökonomie kaum erfassen. Marx kann demnach nicht als Wachstumstheoretiker gesehen werden, obwohl er mit seinen Reproduktionsschemata als ein Pionier der Wachstumstheorie betrachtet werden muß. Wirtschaftswachstum heißt bei Marx nur Akkumulation von Kapital.

In einer Wirtschaft, in der Arbeit nicht knapp ist, kann diese Betrachtungsweise adäquat sein: Akkumulation von Kapital impliziert, daß bei gegebenem Lohn zusätzliche Arbeitskräfte aus der Landwirtschaft oder aus Übersee in den kapitalistischen Produktionsprozeß absorbiert werden können. Dieses Arbeitskräftereservoir ist unbeschränkt; daher muß der Lohn bei Akkumulation nicht steigen. Diese Annahme dürfte zu Marx' Zeiten erfüllt gewesen sein und ist es auch heute noch in weiten Teilen der unterentwickelten Länder. Die Marxsche Ökonomie erweist sich als eine theoretische Beschreibung einer „armen“ Welt. In so einer Welt können zum herrschenden Lohn beliebig viele Arbeitskräfte beschäftigt werden. Die Schranke zur Beschäftigung ist das Kapital. Dies ist dabei nicht nur eine vorgeschossene Wertsumme, sondern auch der Bestand an Kapitalgütern. Welche Kapitalgüter, welche Technologie gewählt wird, ist nicht nur eine Frage der relativen Preise, wie das die Wachstumstheorie annimmt, sondern auch bedingt durch die technischen und sozialen Notwendigkeiten der Produktion. Eine halbautomatische Produktionsanlage für Textilien dürfte auch bei sehr niedrigen Löhnen profitabler sein, als schwer zu kontrollierende Schneider an Nähmaschinen. Der Lohn ist in so einem System nicht nur durch Angebot und Nachfrage bestimmt, er ist dem ökonomischen

System teilweise vorgegeben. Die Theorie der Bestimmung des Lohnes durch einen sozial bestimmten Wert der Arbeitskraft hat hier unmittelbare Relevanz. In einer Welt aber, in der Arbeit so knapp ist, daß die Löhne mit dem Wirtschaftswachstum steigen, kann Wirtschaftswachstum nicht auf Akkumulation reduziert werden.

3.5 Dennoch kann die Marxsche Ökonomie der Ausbeutung und Akkumulation nicht einfach zugunsten einer neoklassischen Wachstumstheorie zurückgewiesen werden; beruht doch diese auf individuellen Präferenzen. Den Zwang zur Akkumulation, der auch den einzelnen Kapitalisten zum Getriebenen des Marktes und der neuen Technologien macht, den ständigen Kampf um kurzfristige Extraprofite durch technologischen Vorsprung als Äußerung von individuellen Präferenzen zu erfassen, scheint doch etwas gezwungen. Die Abstraktheit des Kapitals, die, sofern die Kapitalisten nicht mehr so recht wollen, die Arbeiter zur Weiterführung der Akkumulation durch Verstaatlichung treibt, kann vielleicht doch besser erklärt werden mit einer Theorie, in der Kapital als entfremdete Macht über alle herrscht. Daß Wirtschaftswachstum notwendig ist in einer Welt, in der die wichtigste Tätigkeit es ist, neue Bedürfnisse aufzuspüren, weil sonst die Gefahr des Stillstands der Maschinerie besteht; in der Arbeitslosigkeit nicht deswegen schlecht ist, weil die Arbeitslosen keine Gebrauchswerte produzieren und daher der sicher notwendige Kampf gegen die Arbeitslosigkeit den Charakter einer Beschäftigungstherapie hat, ist – bei allen logischen Fehlern und bei allen historischen Beschränkheiten – mit der Marxschen Ökonomie leichter zu verstehen, als in einer Theorie, in der nur Individuen mit ihren Präferenzen bei gegebenen Technologien agieren.

4. Darstellung und Sprache

4.1 Der Erfolg der Marxschen Ökonomie beruht nicht zuletzt auf der Art der Darlegung der Theorie. Nicht, daß alles so einfach zu lesen wäre; die Systematik der Entfaltung von Begriffen, die Marx von Hengel übernommen hatte, macht das Ganze zu einem schwer entwirrbaren Gespinnst. Dennoch kann der wissenschaftlich wenig vorgebildete Leser dem Werk viel entnehmen.

„Das Kapital“ gehört wohl zu den wenigen Werken, in denen Wissenschaft und Aufklärung zusammenfallen sollen. Es wendet sich eben nicht nur an ein Fachpublikum, zu dem Marx ja kaum Zutritt hatte, sondern an eine politisch interessierte Öffentlichkeit²⁹. Es mag zwar ein übertriebener Optimismus gewesen sein, wenn Marx im Nachwort zur zweiten Auflage des ersten Bandes schreibt:

„Das Verständnis welches ‚Das Kapital‘ rasch in weiten Kreisen der deutschen Arbeiterklasse fand, ist der beste Lohn meiner Arbeit.“ (Kapital Bd. 1, p. 19)

Aber eine kurzgefaßte Theorie der Ausbeutung in einem System

linearer Gleichungen hätte wohl nicht den Erfolg gehabt, wie die ca. 2500 Seiten in drei Bänden.

Um Aufklärung mit theoretischer Darstellung verbinden zu können, versucht Marx seine oft sehr abstrakte Darstellung mit Bildern ökonomischen Geschehens zu untermauern, die so das vorgestellte Fundament der Theorie darlegen. Sinnliche Erfahrung und theoretische Verarbeitung sind in „Das Kapital“ nicht getrennt voneinander. An wenig anderen Schriften läßt sich daher so gut sozialwissenschaftliches Denken lernen.

Daß das Bilderverbot moderner Theorie nicht ganz sinnlos ist, beweisen die Gefahren, welche auch die im „Das Kapital“ verwendeten Bilder mit sich bringen. Manche theoretische Schwäche wird einfach mit Tropen umgangen. So wird die Vermutung der steigenden organischen Zusammensetzung des Kapitals mit dem Hinweis auf „zyklopische Maschinen“ untermauert; die Beschränktheit der Mehrwertrate, die für den Beweis des tendenziellen Falles der Profitrate wichtig ist, wird mit dem Bild des notwendig endlichen Arbeitstages „bewiesen“. Man darf aber nicht übersehen, daß auch die präziseste Darstellung ökonomischer Zusammenhänge in mathematischer Theorie nicht ohne Tropen auskommt, da Abstraktion immer Abstraktion von etwas ist. Bei Marx werden die Bilder ausgewiesen, da ohne sie Aufklärung nicht möglich ist. Moderne ökonomische Theorie, die immer weniger Aufklärung und immer mehr positive Wissenschaft geworden ist, kann darauf verzichten. Daß die Ökonomen damit zu mißtrauisch betrachteten Fachleuten werden, die im Allgemeinen nicht einmal mit anderen Sozialwissenschaftlern sich fundiert auseinandersetzen können, ist wohl der Preis für die notwendig gewordene Professionalisierung.

4.2 Die in den drei Kapiteln dieses Aufsatzes dargelegte Handlung von Marx gegenüber dem Kapitalismus findet ihren Niederschlag in der Sprache. Marx beklagt die Ausbeutung im Kapitalismus und begrüßt die Entfaltung der Produktivkräfte. Da er den Kapitalisten in seiner produktiven Funktion nur als Getriebenen des Marktes begreift, kommt es auf das individuelle Verhalten des Kapitalisten nicht an. Den Kapitalisten kommt bei Marx geradezu eine historische Mission zu, sittliches Handeln kann ihnen dennoch fremd sein. Nirgendwo wird die Brutalität der Industrialisierung drastischer geschildert als bei Marx, obwohl gleichzeitig der Fortschritt durch den Kapitalismus dauernd angeführt wird. Leider ist diese Fähigkeit späteren Autoren verlorengegangen. Müssen die einen, die von der Fortschrittlichkeit des Kapitalismus überzeugt sind, dauernd auf die sittlichen Gefühle der Kapitalisten hinweisen – etwa Profit als Lohn für das Warten auf Konsum, oder die Sorge der Unternehmer um ihre Arbeiter –, so glauben die anderen, von der Ausbeutung und Bössartigkeit der Kapitalisten auch auf deren Dummheit schließen zu müssen. Seine Lust an Polemik, seine Ironie und Zynismen hätten Marx kaum auf akademischem Boden reüssieren lassen, tragen aber dazu bei, daß sein Werk auch noch heute mit Vergnügen gelesen werden kann³⁰.

4.3 Die Beschreibung des Elends und der Not der Ausgebeuteten in unzähligen Einzelfällen sind nicht nur ein Mangel an objektivierender Statistik, sondern selbst Teil der Aufklärung. Der damalige Leser konnte seine Umgebung mit der von Marx geschilderten vergleichen, er konnte den erlebten Kapitalismus im gelesenen Werk wiederfinden. Aus naheliegenden Gründen ist das in den industrialisierten Ländern heute nicht mehr möglich. Es ergibt sich aber daraus heute ein Bild von der Geschichte des Kapitalismus, das in weiten Teilen der Welt gar nicht so sehr Geschichte ist. Es ist dabei nicht von Bedeutung, ob im frühen Kapitalismus es zur Verschlechterung des Lebensstandards der Arbeiter gekommen ist, was von Marx auch gar nicht behauptet wird; aber diese Darstellung kontrastiert zu den üblichen Geschichtsabläufen mit Heldenepen und ewigem Fortschritt. Marx schildert diejenigen, die den Fortschritt erarbeitet haben, aber kaum dessen Nutznießer waren. Daß den Propheten des ewigen Fortschritts in der akademischen Ökonomie dieser Punkt als unwichtig erscheint, ist verständlich. Wenn Blaug in seiner Geschichte der ökonomischen Theorie schreibt, daß die von Marx angeführten Beispiele extremer Arbeitsbelastung etwas mit geringer Arbeitsproduktivität zu tun hatten und nicht nur mit der Ausbeutung, so hätte Marx dem nicht widersprochen. Aber es ist ein legitimes Anliegen der Sozialwissenschaft, das Leid und Elend nicht zu verdrängen.

Anmerkungen

- 1 G. Fischer, K. Haase, K. Podczeck und R. Sturn schulde ich für Diskussion und Kritik Dank.
- 2 Dazu „Seminar: Politische Ökonomie“, Hrsg.: W. Vogt, Frankfurt 1973, insbesondere die Aufsätze von Phelps Brown, J. Robinson und N. Kaldor.
- 3 Wichtige Aufsätze zum Transformationsproblem erschienen lange vor der Studentenbewegung.
- 4 Samuelson führt in seinem Einführungswerk seit der Auflage 1973 auch ein Kapitel über Armut und Reichtum, Sexismus, Rassismus. In der letzten Auflage taucht auch das Wort „Liebe“ in der Überschrift dieses Kapitels auf.
- 5 Die Politikwissenschaft etwa lebt zum nicht unbeträchtlichen Teil von jenen Problemen, die bei Marx vorhanden sind, aber aus der theoretischen Ökonomie ausgeschieden wurden.
- 6 Steedman zeigt in seiner systematischen Zusammenfassung früherer Arbeiten, daß relative Preise ohne Wert bestimmt werden können, und zwar derart, daß eindeutig von Ausbeutung gesprochen werden kann. Arbeitswerte können unter bestimmten Voraussetzungen zwar eindeutig bestimmt werden, es kommt ihnen aber kein Vorrang vor den Preisen zu. Das Transformationsproblem ist daher ein Scheinproblem. Die wichtigsten Arbeiten zum Transformationsproblem, die die Diskussion der Wert-Preis-Problematik entscheidend beeinflussen, waren: N. Okishio, A Mathematical Note on Marxian Theorems, Weltwirtschaftliches Archiv 1963; P. Samuelson, Understanding the Marxian Notion of Exploitation: A Summary of the So-Called Transformation Problem Between Marxian Values and Competitive Prices, Journal of Economic Literature, 1971; M. Morishima, Marx's Economics, Cambridge 1973.
- 7 Natürlich gibt es Autoren, die aus dem Marxschen Opus wesentliche Theoreme positiver Ökonomie herausfiltern wollen, um ihn so in die akademische Ökonomie zu

- integrieren (z. B. Morishima). Es kann nicht bestritten werden, daß die Lektüre von Marx für viele Ideen positiver Ökonomie anregend sein kann, dennoch kann so etwas nicht als „Marxsche“ Ökonomie ausgegeben werden. Marx wird darin gleichzeitig überschätzt und unterschätzt. Überschätzt wird er, weil ihm meist dabei Erkenntnisse unterstellt werden, die er nicht gehabt hat; und unterschätzt, weil der polemische Charakter der Marxschen Ökonomie dabei verloren geht. Marx wird in solchen Theorien zu einem Vorläufer degradiert, der zwar manches geahnt hat, aber noch nicht das richtige Instrumentarium hatte, die Probleme zu lösen. Solche Arbeiten können daher schwer begründen, warum es sinnvoll ist, Marx auch jetzt zu lesen.
- 8 Arbeit ist bei Marx nicht nur über Kosten, so wie bei Smith und Ricardo, bestimmt, sondern auch als positive Aneignung der Welt. Dieser Moment wurde aus der deutschen Philosophie übernommen.
 - 9 Die Werttheorie bei Ricardo war derart konzipiert, daß es nicht der Nachfrage der Grundeigentümer bedurfte, um die gesamtgesellschaftliche Nachfrage aufrechtzuerhalten. Dies war einer der wichtigsten Punkte in der Auseinandersetzung mit Malthus.
 - 10 Daraus kann nicht folgen, daß es in einer armen Wirtschaft nicht notwendig wäre, genau zu planen. Gerade die Knappheit an Ressourcen erfordert ein genaues Planen. Daß in manchen Ländern Osteuropas die Motorisierung recht hoch, Brot aber rationiert werden muß, zeigt, daß die Planung der Gebrauchswerte ein wichtiges Problem ist.
 - 11 Auch Adam Smith diente Arbeit als Maß langfristiger Entwicklung.
 - 12 In der Zeitschrift *Kyklos* fand noch Anfang der fünfziger Jahre eine Diskussion über die Sinnhaftigkeit gesamtgesellschaftlicher Begriffe statt. Seit 1977 gibt es in der Schweiz keine Volkseinkommensrechnung mehr. Diese wird abgelehnt, weil es so etwas wie „Volkseinkommen“ nicht gibt.
 - 13 Das Wort „wirklich“ hat für Marx eine wichtige Funktion. In der „Deutschen Ideologie“ wird es verwendet, um die eigene Position gegenüber der der kritisierten Philosophie darzulegen: „... das Sein der Menschen ist ihr wirklicher Lebensprozeß, ... diese Individuen, nicht wie sie in der eigenen oder fremden Vorstellung erscheinen, sondern wie sie wirklich sind, d. h. wie sie wirken, produzieren ...“, „Die Voraussetzungen, mit denen wir beginnen, sind keine willkürlichen, keine Dogmen, es sind wirkliche Voraussetzungen ...“, „Wir nennen den Kommunismus die wirkliche Bewegung ...“ etc. „Wirklich“ steht für nicht-ideell, nicht-aus-dem-Kopf-herausgesponnen. Zu Marx und Engels Zeiten mag das radikale Theorie gewesen sein, heute damit zu operieren, heißt eher Probleme zudecken.
 - 14 Die wesentliche Ausnahme ist die Existenz des unproduktiven Sektors. Man muß dabei bedenken, daß Marx keinen großen Krieg und keine große Krise erlebte. Er beobachtete vor allem die Entfaltung der Produktivkräfte durch den Kapitalismus, nicht die Entfaltung der Zerstörungskräfte. Es ist daher kein Widerspruch, wenn spätere Marxisten nicht mehr so sehr an die Fortschrittlichkeit des Kapitalismus glaubten.
 - 15 Dies war ein wichtiger Punkt der Ricardo-Malthus Diskussion.
 - 16 „Der Leser versäumt wenig, wenn er den pedantischen dritten Teil von Kapitel 1 wegläßt, auf dem allzuschwer das hegelianische Erbe lastet.“ Blaug Marc, *Systematische Theoriegeschichte der Ökonomie* Bd. 2 p. 225
 - 17 Daß in der Wirtschaftsplanung mancher Länder so getan wird als wäre die Gesellschaft ein Subjekt, darf Marx nicht angelastet werden, auch man sich in diesen Ländern ganz gerne auf Marx beruft.
 - 18 „We have already seen, that every man, who produces, has a wish for other commodities, than those, which he has produced, to the extent of all that he brings to the market. And it is evident, that whatever a man has produced, and does not wish to keep for his own consumption, is a stock which he may give in exchange for other commodities. His will, therefore, to purchase, and his means of purchasing, in other words, his demand, is exactly equal to the amount of what he has produced and does not mean to consume.“ James Mill, *Elements of Political Economy*, p. 231
 - 19 Darauf hat bereits John Stuart Mill in seinen „*Essays on some unsettled questions of political economy*“ hingewiesen. (London, 1847) In seinen „*Principles of Political Economy*“ hat er das allerdings widerrufen und ist zu den Weisheiten seines Vaters zurückgekehrt.

- 20 Das Wort „unproduktiv“ ist bei Marx meist nur im Vergleich zu einer vernünftigen Gesellschaft verständlich. Im Kapitalismus heißt produktive Arbeit immer produktiv vom Standpunkt des Industriekapitals aus gesehen. Dem Industriekapital sind die Erträge des Finanzkapitals *faux frais*. Das Industriekapital stand im Mittelpunkt des Interesses von Marx, da nur durch dessen Entwicklung die Produktivkräfte sich entwickeln können.
- 21 Die Geldtheorie spielt in der ökonomischen Theorie eine viel zentralere Rolle als die Produktionstheorie oder gar die Industrieökonomik.
- 22 Die deutsche Sprachregelung war bereits Engels ein Ärgernis. Das Wort Profit gab es zwar damals noch, aber über die Begriffe „Arbeitgeber“ bzw. „Arbeitnehmer“ bemerkte er: „Es konnte mir nicht in den Sinn kommen, in das „Kapital“ den landläufigen Jargon einzuführen, in welchem deutsche Ökonomen sich auszudrücken pflegen, jenes Kauderwelsch, worin z. B. derjenige, der sich für bare Zahlung von anderen ihre Arbeit geben läßt, der Arbeitgeber heißt, und Arbeitnehmer derjenige, dessen Arbeit ihm für Lohn abgenommen wird.“ Friedrich Engels, Vorwort zur dritten Auflage des Kapitals, Bd. 1, in Das Kapital, Bd. 1, p. 34
- 22a „And if we take one season of the year with another, so as to allow for seed and harvest time, we find that workmen as a whole hand over to their employers more finished commodities than they receive as wages.“ Alfred Marshall, *Principles of Economics*, London 1979, p. 451
- 23 Daß heute Einkommen ohne Arbeit kaum mehr legitimiert ist, kann wohl als großer Fortschritt betrachtet werden. Dennoch wird noch immer übersehen, daß Einkommen, das nur aus Eigentum resultiert nichts genuin ökonomisches ist. G. Akerlof, dem sozialwissenschaftlichen Denken sicherlich nicht abgesprochen werden kann, bezeichnet das Einkommen des Grundeigentümers im Prozeß der Ernteteilung als technisch und ökonomisch im Sinne von Produktionseffizienz und nicht als sozial bestimmt; zum Unterschied einer Kastengesellschaft, die als sozial bestimmt gesehen wird. (In „The Economics of Caste and of the Rat Race and other woeful Tales.“ In *Quarterly Journal of Economics*, 1976, p. 599 ff.)
- 24 Kurzfristige Fragen der Einkommensverteilung interessierten Marx ebenso wenig wie Konjunkturbewegungen.
- 25 Hingegen ist in der sozialistischen Karikatur und Propaganda der Unternehmer oft nur Spekulant, während er in der Propaganda der Gegenseite als der schwer schuftende Organisator der Produktion erscheint, der sich vor lauter Verantwortung für „seine“ Arbeiter keine freie Minute gönnt.
- 25a Für Marx war der Begriff des Proletariats und der Bourgeoisie, zunächst einer der politischen Geschichtsphilosophie (vgl. dazu das 1847 geschriebene „Kommunistische Manifest). Diese Philosophie beruhte ihrerseits auch auf einer Rezeption der klassischen Ökonomie. Der Begriff der Klasse, wie er dann im „Das Kapital“ angedeutet wird, ist ein politisch-ökonomischer Begriff. Stand zunächst die historische Mission der Aufhebung der Klassengesellschaft im Vordergrund, so ist die anvisierte klassenlose Gesellschaft in „Das Kapital“ nur ein denkbarer Referenzpunkt der Kritik an der bestehenden kapitalistischen Gesellschaft.
- 26 Daß auch Arbeiter nicht nur eine Klasse sind, sondern gelegentlich „falsche Brüder“, ist wohl eine wichtige Erfahrung der Arbeiterbewegung.
- 27 Typisch für sozialistische Bewegungen ist, daß sie umso lauter über Ausbeutung klagen, je weniger effektive Macht sie haben. Die Einsicht in die Notwendigkeit eines Mehrproduktes steigt mit steigender Nähe zur Regierungsmacht. Als Otto Bauer 1918 klagte, daß es in Österreich keine Mehrwert gebe, saß er in der Regierung.
- 28 Nicht ganz zu Unrecht wird das von Kritikern der kapitalistischen Gesellschaft als „Schaffen von Bedürfnissen“ denunziert.
- 29 Dies war auch der politische Ökonomie vor Marx eine Selbstverständlichkeit. Wenn Arbeiter in England zu hohe Lohnforderungen stellten, so wurden sie von aufgeklärten Ökonomen nicht als böswillig, sondern als unwissend betrachtet. Es wurde daher versucht, die Arbeiter über ökonomische Verhältnisse im Sinne der klassischen Ökonomie aufzuklären.
- Noch bei Marshall findet sich dieses Moment der Aufklärung: „Its (der ökonomischen Theorie P. R.) reasonings must be expressed in language that is intelligible to the general public; it must therefore endeavour to conform itself to the familiar terms of

everyday life, and so far as possible must use them as they are commonly used.“
(A. Marshall Principles of Economics, London, 1970, p. 43).

- 30 Der scharfe polemische Stil des Privatgelehrten Marx wurde leider auch von seinen Nachfolgern übernommen. Denjenigen, die gleichzeitig über staatliche Macht verfügten, half der polemische Stil beim bruchlosen Übergang von der revolutionären Bewegung zur extremen staatlichen Unterdrückung. Die Diskussion zwischen Rubin und Bessonow kann als Beleg dafür genommen werden. Manche der Kontrahenten Rubins griffen ihn bereits 1927 nicht als Irrenden sondern als Bösewicht an, der die Revolution ablehnt. Rubin wurde bereits in den Menschewistenprozessen vor Gericht gestellt. Anzunehmen ist, daß auch kaum einer seiner Kontrahenten den Stalinschen Terror problemlos überstand.

Literatur

- Akerlof, G. „The Economics of Caste and the Rate Race and other Woeful Tales“, Quarterly Journal of Economics, 1976
- Blaug, M. „Systematische Theoriegeschichte der Ökonomie“, München 1972
- Brunner, K./Meltzer, A. H. „Die Verwendung von Geld: Geld in einer Theorie der Tauschwirtschaft“ in Brunner, K. et al. Geldtheorie, Köln 1974
- Cantillon, R. „Abhandlung über die Natur des Geldes im Allgemeinen“, Jena 1931
- Coase, R. H. „The nature of the firm“, Economica 1937
- Hahn, F. „Equilibrium with transactions costs“, Econometrica 1971
- Hilferding, R. „Das Finanzkapital“, Frankfurt 1968
- Hume, D. „Writing on Economics“ ed. E. Rotwein, London 1955
- Lenin, W. I. „Der Imperialismus als höchstes Stadium des Kapitalismus“ im Werke Bd. 22, Berlin (Ost) 1973
- Locke, J. „Über die Regierung“, Stuttgart 1974
- Luxemburg, R. „Die Akkumulation des Kapitals“, Berlin 1913
- Marshall, A. „Principles of Economics“, London 1970
- Marx, K. „Briefe zum Kapital“, Erlangen 1972
- „Das Elend der Philosophie“ in MEW Bd. 4, Berlin (Ost) 1974
- „Das Kapital“, 3 Bände, Berlin (Ost) 1966
- „Grundrisse der Kritik der politischen Ökonomie“, Berlin (Ost) 1953
- „Kritik des Gothaer Programms“ in MEW, Bd. 19, Berlin (Ost) 1974
- „Resultate des unmittelbaren Produktionsprozesses“, Frankfurt 1970
- „Zur Kritik der politischen Ökonomie“ in MEW, Bd. 13, Berlin (Ost) 1974
- Menger, C. „Geld“ (1892) in – Werke, Bd. 4, Tübingen 1970
- Mill, James „Elements of Political Economy“, London 1844
- Mill, John Stuart „Essays on some Unsettled Questions of Political Economy“, London 1948
- „Principles of Political Economy“, Fairfield 1976
- Quesnay, F. „Ökonomische Schriften“, Hrsg. M. Kuczynski, Berlin (Ost) 1971
- Ricardo, D. „On the Principles of Political Economy and Taxation“, Cambridge 1956
- „The Price of Gold“, in: Works, Vol. 3, Cambridge 1956
- „The High Price of Bullion“, in: Works, Vol. 3, Cambridge 1956
- „Proposals for an economical and secure money“, in: Works, Vol. 4, Cambridge 1956
- Rubin, I. I. „Studien zur Marxschen Werttheorie“, Frankfurt 1973
- Rubin, I. I./Bessonow, S. A. „Dialektik der Kategorien“, Berlin 1975
- Williamson, O. „Markets and Hierarchies“, New York 1975